

Wasserzeichen

"D" 8589

Illustrierte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Nr. 3773.

Kriegsnummer 64.

Preis 1 Mark.





Versicherungen mit Einschluß der Kriegsgefahr

übernimmt noch bis auf weiteres die Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger)

Ohne Extraprämie beim Eintritt

Bequeme Deckung der Kriegsschädenbeiträge aus den künftigen Dividenden oder aus der auch im Kriegssterbefall sofort und voll zahlbaren Versicherungssumme.

Königl. Sächsische Landes-Lotterie

(in Österreich-Ungarn verboten)

110000 Lose — 55000 Gewinne und 1 Prämie in 5 Klassen

Ziehung 1. Klasse am 8. und 9. Dezember 1915

Jedes zweite Los gewinnt.

800,000 Spec 500,000
300,000 M 200,000
150,000 M 100,000

Klassen-Lose Zehntel Fünftel Halbe Ganze

(in jeder Klasse) M. 5.— M. 10.— M. 50.—

Voll-Lose Zehntel Fünftel Halbe Ganze

(für alle Klassen) M. 25.— M. 50.— M. 125.— M. 250.—

Paul Lippold, Königl. Sächsische Lotterie-Kollektör, Leipzig, Richard-Wagner-Strasse 10. Postcheckkonto: 50726 Leipzig.

Maraschino
EINZIG IN DER WELT.

LUXARDO
ZARA
DALMATIEN, Oesterreich.



„Furtwängler“-Wanduhren
„Furtwängler“-Tischuhren
„Furtwängler“-Kaminuhren
„Furtwängler“-Salonuhren
in höchster Vollendung. * Katalog gern zu Diensten.
Furtwängler Uhrenfabriken A.-G.
Furtwangen (Schwarzwald)

J.A. Henckels
Zwillingsswerk Solingen
empfiehlt zum Versand mit Feldpostbrief:
Armeemesser, Feldbestecke, Jagdmesser, Dolche, Rasiermesser u. Rasierapparate.
Haupt-Niederlage: Berlin W. 66 Leipzig
Strasse 118. Eigene Niederlagen: Cöln a. Rh., Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien.

MAX ERLER
LEIPZIG
Königl. Sächs. Hoflieferant

PELZWAREN-KONFEKTION
Reichillustrierter Katalog W frei!

Illustrierte Zeitung

Nr. 3773. 145. Band.



Bom Besuch des Kaisers und des Kronprinzen in den Vogesen: Der Kaiser schreitet in Begleitung des Korpskommandeurs General der Infanterie v. Eberhardt und der Kronprinz in Begleitung des Generalobersten v. Falkenhausen die Front der aufgestellten Truppen ab.
(Phot. R. Sennete.)

Die Hohenzollern als Herrscher.

Zum 500-jährigen Gedächtnis der Hohenzollernherrschaft in Brandenburg-Preußen am 21. Oktober 1915.
Vom Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Otto Krause, Königsberg i. Pr.

Auf deutschem Kolonialboden ist der Staat der Hohenzollern emporgewachsen. Schon seit den Tagen Karls des Großen war die Nordmark an der Elbe, der älteste Teil des späteren Kurmark, ein Schutz- und Trutzwall gegen die slawische Flut. Das Ordensland Preußen ist die letzte große Siedlung der Deutschen im fernen „Osterrande“. Es wird berichtet, der schwarze Adler Preußen sei den Rittern von Kaiser Friedrich II. aus dem eigenen Wappen verliehen worden. Im Bunde mit dem Hause Habsburg hat Friedrich I. aus eigener Machtvollkommenheit sich zu Königsberg die Krone aufs Haupt gesetzt. Über erst im Kriege gegen die neuwürdige Ludwigs XIV. gewann er für die neuwürdige Anrechnung der meisten anderen Herrscher. Die Grundzüge des preußischen Geschlechtes sind in diesen Begebenheiten erkennbar: Der innere, unlösbare Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande, eine größere Selbstständigkeit, als die übrigen Reichsfürsten besaßen, von früh an die dauernde Beirührung mit den großen Mächten und mit Bestrebungen, die noch heute nicht überwunden sind.

Als Kurfürst Friedrich I. sich die Herrschaft in seinem neuen Gebiete mit dem Schwert errang, stiftete er für die Erhöhung seiner Dynastie. So hat er selbst geflagt. Über er vollbrachte damit zugleich eine wahrhaft deutsche Tat. Wenn er nicht so ausdauernd gewesen wäre, wenn die schon so unheilvolle Zerplattung die Mark noch weiter zerstören hätte? Dies deutsche Land würde dann so gut wie sicher die Beute des schon damals gewaltig auftretenden Slawentums geworden sein.

Auch die Söhne des Kurfürsten haben noch mit ihren eigenen Untertanen kämpfen müssen. Friedrich II. konnte nur durch Gewalt die allzu große Selbstständigkeit der Städte brechen, die in der Quattrocento-Zeit am lautesten über die landverderbliche Unbotmäßigkeit geflagt hatten. Zum Zeichen seines Sieges erbaute er die Burg zu Cölln an der Spree; es ist unter Kaiserflosch.

Der Versuch der „Raubritter“ unter Joachim I., doch noch eine größere Unabhängigkeit von der Landesherrschaft zu erzwingen, ist von den Mätern selbst am jähriert verurteilt worden. Die Fürsten und das Volk von Brandenburg, die sich lange innerlich fremd gewesen waren, hatten sich bei der unermüdlichen gemeinsamen Arbeit gefunden und die gegenseitige Tüchtigkeit erkannt. Die Hohenzollern haben sich durch ihre Friedenswerte das Bürgerrecht in den Herzen eines Stammes errungen, der schwer annimmt, aber das Zugeignete mit eiserner Kraft vertritt.

Der wachende Einfluss der Stände seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts darf nicht, wie früher geschah, falschlich ein Beweis für die Abnahme der förmlichen Macht in Anspruch genommen werden. Die Stände der Kurmark waren anfangs die besten Berater und Gehilfen ihrer Landesherren. Ohne ihren Beifall hätte Joachim II., taum auf dem Grundriss des künftigen preußischen Staates vorzeigte.

Unleugbar jedoch haben sich mit der Zunahme des förmlichen Besitzes allmählich die Wege der „Herrschaft“ und der „Landschaft“ voneinander entfernt. Der vorwärtsdrängende Erbprinz der Dynastie, die alle Kräfte des verschiedenen Fürstentümern unter ihrem Zepter demselben Ziel dienstbar machen wollte, und die selbstgenügsame Kirchspielpolitik der Stände mussten in den schärfsten Widerstreit geraten. Der bereitete Partitualismus war in dem zerfallenden Deutschen Reich zum ärgsten, vaterlandseindigen Zerrbild entartet. Ein ungeheuerer Selbstständigkeitsdünkel, der zu der wüstlichen Macht in seinem Verhältnisse stand, machte sich allenthalben breit. Auch das armfeste Territorium wollte kein Tüttelchen der eigenen Verfassung und Verwaltung und seiner besonderen angeblichen Interessen für eine größere und stärkere Gemeinschaft aufgeben.

In dieser Zeit hat der Große Kurfürst das Ruder seiner Staaten ergreift. Sie erkannten ihn bei seinem Regierungsantritt wohl als ihren rechtmäßigen Erbherren an, verlangten aber gebieterisch, daß er alles beim Alten ließe. Die Personalunion von Preußen und Cleve mit der Mark dürfte in seinem Falle zur wirklichen Einheit werden und dadurch der „Libertät“ der Herzogtümer „föderalischen Abtrag“ tun. Friedrich Wilhelm stand seinen Territorien ganz ähnlich gegenüber wie sein Vater der Kurmark. Wir haben ein gutes Recht, den Großen Kurfürsten als den zweiten Begründer des Hohenzollernischen Reiches zu feiern. Er hat die Arbeit, die Friedrich I. in Brandenburg geleistet, in einem erheblich größeren Umfange und unter noch viel schwierigeren Verhältnissen von neuem vollbracht.

Gegen den langen, erbitterten Widerstand der eigenen Untertanen, im ewigen Kampfe mit der Eroberung der Nachbarstaaten haben die Hohenzollern die einzelnen Territorien ihrer Herrschaft zu einem großen, geschlossenen Ganzen zusammengefaßt und dadurch den festen Kern für das neue Deutsche Reich gebildet. Indem sie, gleich ihren Vorfahren, für die Größe des eigenen Hauses stritten und sorgten, haben sie auch dem deutschen Volke unvergessliche Dienste erweisen.

Das preußische Reich ist das persönliche Werk des hohenzollernischen Geschlechtes; es trägt unvergleichbar, tief eingedruckt den Stempel seiner großen Bauherrn. Dynastie und Staat hängen in Preußen viel enger zusammen als in jedem anderen Reich auf der Welt. Ohne die Hohenzollern ist Preußen überhaupt nicht denkbar.

Welche Käste von bedeutenden Männern, von scharf umrissten Gestalten in diesem Fürstentum! Bei aller Familiennähe hat doch fast jeder von ihnen seine stark betonte individuelle Note. Mag die Käste noch so viel an ihnen aussehen. Die allermeisten können mit dem spanischen Helden ihren Tadern erwideren: „Ich mag treuen,

aber ich fühle den rechten Willen und hohen Mut in mir.“ Die großen Monarchen Preußens sind die Lehrmeister des ganzen deutschen Volkes geworden. Da sie an sich selbst die höchsten Ansprüche stellten, waren sie berechtigt, auch von ihren Untertanen Ungehobliches zu verlangen. In einer Zeit, die allzuviel der Beschaulichkeit zuneigte, haben sie durch ihr Vorbild und die unermüdliche, scharfe Auffüllung ihres Volkes die Produktivität der Kraft erhalten und gemeint. Was der Spartenkönig von seiner Heimat rühmte, gilt auch für Preußen: „Die Armut war dort von jeher zu Haufe, aber durch Weisheit und strenges Gesetz ist die Mannestruge hingegommen und führt unser Land vor Mangel und

Not.“

Friedrich der Große bemerkte einmal, die Geschichte des preußischen Staates hinge eigentlich seit 1640 an. Gewiß, mit dem Großen Kurfürsten beginnt jene wunderbare schnelle Entwicklung Brandenburg-Preußens aus einem Haufen von fast zusammenhanglosen Ländern und Landfelsen zur einheitlichen Großmacht. In dessen der Grund zu dem stolzen Bau war längst vorhanden. Schon in Franken hatten sich die Hohenzollern als kluge Hausväter und geschickte Organisatoren bewährt. Als den Bürgrägen von Nürnberg, denen nur wenige Dörfer gehörten, waren die Herren stattlicher Fürstentümer geworden. Diese Gewisheit hat auch der Mark Brandenburg geholfen, ihr Frieden und Ordnung bereitet, die verlorenen Gebiete wieder herbeigeführt. Unter den rübrigen Händen ihrer neuen Kurfürsten wandelte sich die ehedem so geringe, geschäftige „Streufändchen des heiligen Römischen Reichs“ in ein angesehenes und mächtiges deutsches Land.

Das angefangene Werk duldet keinen willkürlichen Stillstand. Ein Kurfürst reichte dem andern die Faust, auch der Schwache mußte sie ein Stück Wegs vorwärts tragen. Der Erbprinz, das Pflichtbewußtsein und ein starkes Verantwortungsfühl feierten zu immer neuen Mühen und Taten an. „Gute förmliche Amtsmann an dem Fürstentume“, so hat sich der erste brandenburgische Kurfürst genannt. Diefer Gedanke der freiwilligen Unterordnung unter eine erhabene Gewalt lehrt bei allen bedeutenden Fürsten des Geschlechtes wieder. „Sie gesturen sum principatum, ut siam, rem esse populi, non meam“, lautete der Spruch, den der Große Kurfürst seinem Sohne mitgab. Der sehr angelegte Friedrich Wilhelm I. der alles möglichst konkret ansieht, hat den Kronprinzen gemahnt: „Ein Regent, der mit Honour in der Welt regieren will, muß seine Amtshand alle selber tun. Also sein die Regenten zur Arbeit erfordern und nicht zum flasquen, faulen Weiberleben. Der liebe Gott hat euch auf den Thron gesetzt, nicht zu faulenzen, sondern zu arbeiten und eure Länder wohl zu regieren.“ Und wie oft hat sich der große Friedrich zur Unbedingtheit der förmlichen Verpflichtungen bekannt! „Mein Körper und mein Geist haben sich ihrer Pflicht zu fügen. Ich muß nicht leben, aber ich muß handeln.“ Diese selbstherrlichen Fürsten mit dem Kürschloß in der Hand, die mit einem schroffen „Orde parieren, nicht rassionieren“, jeden Widerpruch ab schnitten, sind dennoch in Wahrheit die treuesten Diener ihres Staates gewesen.

Man hat gesagt, Hellas mußte sein, damit die Welt lernte, wie alles Große und Schöne im geistigen Leben gebildet wurde. Auch das Dasein Preußens ist eine geschichtliche Notwendigkeit. Wir haben von ihm gelernt, daß der rechte, sittliche Wille, die Unifität der Fürsten und der Gehörten, die Opferbereitschaft der Bürger auch unter den ungünstigsten Bedingungen einen großen Staat aufrichten und mit unvergänglichem Leben erfüllen können. Der aufgeklärte Absolutismus hat hier sein Meisterwerk geschaffen. In dem Absolutismus der großen preußischen Monarchen sind die Gedanken beschlossen, die noch heute fortwirken. Die preußische Geschichte kennt nicht, wie die französische, einen jähren Bruch mit der Vergangenheit. Die meisten Abwandlungen unseres Staates erscheinen wie von selbst geworden, als ob es gar nicht anders sein könnte.

Unsere Feinde nennen Preußen einen künstlichen Staat. Wissen sie denn nicht, daß der Genius diesem Kunstwerk Odem und Eingehauht hat? In Streit und in Leide, auf den Schlachtfeldern des Siebenjährigen Kriegs und in den Stürmen der Napoleonischen Zeit hat Preußen seine unverwüstliche Lebenskraft bewiesen. Schon sechs Jahre nach dem Tilsiter Frieden hat der zu Boden geschnietter Staat aus eigener Macht sich wieder erhoben und die Feinde Deutschlands zerbrochen.

Im Kampfe gegen den Kaiser und das offizielle Reich ist Preußen zur Großmacht geworden. Aber gerade in jenen Tagen sind die Beziehungen zu der deutschen Nation fest verknüpft worden. Wenn unsere Vorfahren alles Fremde maklos bewunderten, so lag darin neben der leidigen Ausländerse, die uns im Blute steht, auch die wehmütige Erkenntnis, daß ihnen versagt haben, was andern beschenkt: der starke nationale Staat, der um seiner selbst willen allen Volksgenossen Schutz gewährt, und die großen volkstümlichen Führer. Nun hatten die Deutschen ihre Helden. Auch die gegen ihn gesuchten hatten, blicken bewundernd zu Friedrich auf. Die Großen im Reiche der Geister, der Freunde Goethe, der Schwabe Schiller und der Kurfürst Leopold, haben ihm gehuldigt. Das gesamte Deutschland hat seines Geistes einen Hauch verpißt und war mit diesem Könige, der französisch sprach und doch den rechten Deutschen war, einen neuen Inhalt seines politischen Lebens erhalten.

Und mit dem Helden war auch schon der starke nationale Staat erschienen. Allerdings, die meisten Deutschen muteten Preußen noch sehr fremdartig an, weil es auf ganz bestimmte Personen und Verhältnisse zugeschnitten war. Aber der große König und sein Reich übten doch



Zum 57. Geburtstag unserer Kaiserin am 22. Oktober 1915: Kaiserin Auguste Viktoria.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Robert F. R. Scholz.



Vom Besuch des Kaisers in den Vogesen: Der Kaiser auf dem Paradesfeld. (Phot. R. Senneca.)

umgeben, doch der wahre Pol der Regierung. Er war der Herrscher, dessen Preußen, dessen Deutschland bedurfte, um im alten Ziviertracht ein Ende zu machen und die hohen Wünsche der Nation zu erfüllen. Niemals ist ein Herrscher von den ganzen Volke wärmer geliebt worden.

Im Frankfurter Parlamente war die Forderung laut geworden: „Preußen muß in Deutschland aufgehen; erst dann hat der preußische König ein Anrecht auf die deutsche Krone.“ Waren denn nicht Brandenburg und Preußen deutsche Kolonien, Horte des deutschen Geistes? Trugen nicht die Söhne anderer Stämme unter dem Zepter der Hohenzollern mit Stolz den Preußen-Namen? Welche Zunutung an den Staat des großen Königs, an das Reich, das in den Freiheitskriegen den Vortritt führte, seinen Besitz und seine Eigenart aufzugeben! Im unglücklichsten Ein-



General der Artillerie v. Kirchbach, der Kommandierende General des Reservekorps, das bei der neuen großen Offensive der Franzosen in der Champagne den schweren Ansturm des vierfach überlegenen Gegner in heldenmütigem Widerstand ein jähres Halt geboten hat. (Phot. Oskar Böhr, Dresden.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Mögen unsere Feinde noch so laut verlunden, sie wollten Deutschtum von dem preußischen Sothe erlösen. Jede Stunde des schweren Kriegs, den sie bereit beschworen haben, gibt freudiges Zeugnis, daß die Deutschen in einer Einmütigkeit zusammenstehen, wie die Welt noch nie gesehen hat. Die Gedächtnisfeier des Tages, an dem vor fünfhundert Jahren die Kurmärker dem ersten hohenzollernischen Kurfürsten gehuldigt haben, ist nicht nur ein Fest für die Brandenburger und die Preußen. In ganz Deutschland, vom Fels zum Meer, erflingt der einhellige Ruf: „Die gut Zollte alle Wege!“ Alle Deutschen wissen, daß sie für ihre heiligsten Güter im gerechten Kampfe streiten, und leben des festen Vertrauens, daß unser Vaterland, wie einst in den schweren Tagen des Siebenjährigen Kriegs und der Freiheitskämpfe, auch aus diesen Anfechtungen in Herrlichkeit hervorgerheben wird. Mit dem frommen Sänger sprechen wir gläubigen Herzens: „Mag die Erde zusammenfüren und die Berge im Weltmeer zusammenfüren, mögen seine Wälder toten und schwärmen, der Herr der Heerscharen ist mit uns, eine feste Burg ist unser Gott.“

die Südwelthänge dieses Berges mit starken Kräften dreimal vergebens an. Dabei erlitten sie sehr schwere Verluste. Angriffsversuche gegen einzelne Punkte des Tolmeiner Brückenkopfes wurden ebenfalls wie immer abgewiesen.

2. Oktober 1915.

Die Engländer versuchten heute nacht, das ihnen in den Kämpfen der letzten Tage wiederabgenommene Gelände nördlich von Doos im Gegenangriff zurückzuerobern. Der Versuch scheiterte unter schweren blutigen Verlusten für den Feind.

1. Oktober. (Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.)

Bei Nowo-Mesnilie schlugte ein russischer Angriffsversuch unter dem österreichisch-ungarischen Artilleriefeuer schon in der Vorbereitung. Am Romin-Bach gewannen die Verbündeten erneut Raum. Russische Gefangene wurden abgewiesen. Fünf österreichisch-ungarische Eskadronen nahmen bei einem solchen Vorstoß des Feindes 2 Offiziere und 400 Mann gefangen und erbeuteten 1 Maschinengewehr. In den letzten zwei Geschäftstagen fielen in diesem Raum 10 Offiziere und 2400 Mann des Feindes in Gefangenschaft.

Gestern früh griffen die Italiener den Mrzli-Bach und

die Anzahl der Gefangenen, die unsere Truppen in diesem englisch-französischen Angriffsabschnitt bisher machten, ist auf 106 Offiziere, 3642 Mann gestiegen, die Beute an Maschinengewehren beträgt 26.

In der Champagne griffen die Franzosen mittags östlich

Auberive in breiter Front an. Der Angriff mißglückte,

doch an einer Stelle drang der Feind in unsere Stellung

ein. Badische Leibgardeadiere gingen zum Gegenangriff

vor und nahmen einen Offizier, 70 Mann gefangen. Der

Rest des eingedrungenen Feindes fiel.

Französische Angriffe nördlich Le Mesnil und nord-

westlich Bille-les-Tourbe wurden abgewiesen.

Die Gesamtzahl der Gefangenen und der Beute aus

den Kämpfen nördlich von Arres

und in der Champagne erreichte

gestern die Höhe von 211 Offi-

zieren, 10721 Mann, 35 Maschi-

nengewehren.

Nördlich von Postawy sind

Kavalleriegefechte im Gange.

Südlich des Narocz-Sees, bei

Spiala und östlich von Widz-

now wurden russische Vorstöße

abgewiesen. Unsere Truppen

haben gestern bei Smorgon

3 Offiziere, 1100 Mann zu Ge-

fangenen gemacht und 3 Maschi-

nengewehren erbeutet.

Die feindlichen Stellungen

bei Cernjje (am Romin) wurden

von unseren Truppen er-

stürmt. Der Feind wurde nach

Norden geworfen. Er ließ 1300

Gefangene in unserer Hand. An

anderen Stellen der Front wur-

den weitere 1100 Gefangene ge-

macht.

Bei der Armee des Generals

Grafen Bothmer hatten die

Russen in der Nacht vom 29.

zum 30. September einen Durch-

bruchsvorstoß westlich Tamapol

unternommen. Der Versuch schei-

terte vollkommen unter sehr

erheblichen Verlusten für den

Feind.

Im Cristallogebiet wurde

abends ein Angriff einer Alpin-

abteilung auf den Sattel zwis-

chen Rauchfels und Schönstein-

wand kurz abgewiesen. Ein

gleiches Schießal auf der Kärntner

Front wiederholte An-

griffe gegen die österreichisch-

ungarischen Stellungen auf dem

Malachit und westlich des Bon-

bach-Grabens (nördlich Pon-

tafel). Ein Angriff der Italiener

gegen den Tolmeiner Brücke-

kopf brach im Feuer zusammen.

Am der Save-Front näherte der Kolubaramündung be-

schlossen österreichisch-ungarische Batterien mit Erfolg die

serbischen Uferstellungen. Östlich von Trebinje unternahm

die f. u. l. Truppen eine Streifung auf montenegrinisches

Gebiet, überfielen die feindlichen Vorposten und vernichteten

einige Magazine.

2. Oktober 1915.

Feindliche Monitore richteten nachmittags ein wirkungs-

loses Feuer auf die Gegend von Weißende-Bad. Abermalige



Vom Kriegsschauplatz in Westfalen: Einführung englischer Stellungen bei Ypern. Nach einem Gemälde des Kriegsmalers Wilhelm Schreuer.

Versuche der Engländer, während der Nacht nördlich von Loos verlorene Gelände wiederzugewinnen, mißliefen vollständig unter schweren Verlusten. Nach stellenweise erbittertem Nahkampf gab der Feind hier seine Angriffe auf. Östlich von Souchez mißlung ein französischer Vorstoß trotz Einsatzes einer erheblichen Menge von Gasgranaten. Ein feindlicher Angriffsversuch aus Neuville heraus gegen die Höhenstellungen östlich wurde unter starken Verlusten für den Feind abgeschlagen. Im nächtlichen, den Angriff folgenden Handgranatenkampf ging uns ein 40 m langes Grabenkästchen verloren.

Die Franzosen haben gestern die Infanterieangriffe in der Champagne nicht wiederholt. Das feindliche Artilleriefeuer hielt in wechselnder Stärke an. Nördlich von Le Mesnil wurde der Feind aus einem gegen unsere Stellungen vorpringenden Graben herausgeworfen, wobei er erhebliche Einbußen auch an Gefangenen hatte. Im Handgranatenkampf um die Stellung nordwestlich von Ville-sur-Tourbe behielten wir die Oberhand. In der Gegend von Reihen wurde das französische U-Boot "Alizée" zur Landung gezwungen; die Befahrung wurde gefangen genommen.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurde in den Kavalleriekämpfen südlich von Roismont der Gegner über die Maasflotte zurückgeworfen. Nach der Niederlage bei Cerny und dem Scheitern aller russischen Angriffe gegen die Front nördlich dieses Ortes haben die Russen das westliche Kornmoos-Ufer bis auf kleine Postierungen an einzelnen Übergängen preisgegeben. Die Zahl der von den deutschen Truppen gemachten Gefangenen hat sich auf 2400 erhöht.

Am 2. Oktober sind zwei englische Monitore von La Panne durch Bombenwürfe unserer Wasserflugzeuge beschädigt worden.

Gestern vor Tagesanbruch gruppierten sich die Italiener zu einem großen Angriff auf den Nordwestabschnitt der Hochfläche von Doberdò. Die österreichisch-ungarische Artillerie überfiel die Angriffstruppen mit Feuer und zerprengte sie größtenteils. Dieser Vorstoß und ein ähnlicher gegen Mittag angesetzter Angriff wurden abgewiesen. Ebenso scheiterten Verlagerungen des Gegners, östlich von Redipuglia vorzugehen.

Die Oberste Heeresleitung gibt einen Befehl des französischen Generals Joffre bekannt, aus dem hervorgeht, daß die am 25. September begonnene französisch-englische Offensive als großer Durchbruch geplant war. Der Zweck des Angriffs war, die Deutschen aus Frankreich zu vertreiben, das Ergebnis dagegen, daß die deutschen Truppen auf der etwa 480 km langen Front an einer Stelle in 23 km, an einer anderen, und an dieser nicht durch die soldatischen Leistungen des englischen Anführers, sondern durch gelungene Überraschung mit einem Gasangriff, in 12 km Breite aus der vordersten Linie ihres Verteidigungssystems in die zweite, die nicht die letzte ist, gedrängt wurden.

Kriegsbilder-Ausstellung der „Illustrierten Zeitung“ in Brüssel.

Welcher Weise sich die deutsche Künstlerschaft mit den großen Ereignissen des Weltkrieges abfinden hat, beschloß der Verlag der Leipziger „Illustrierten Zeitung“, eine



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Straßenszene aus Laon.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Karl Loizeau.

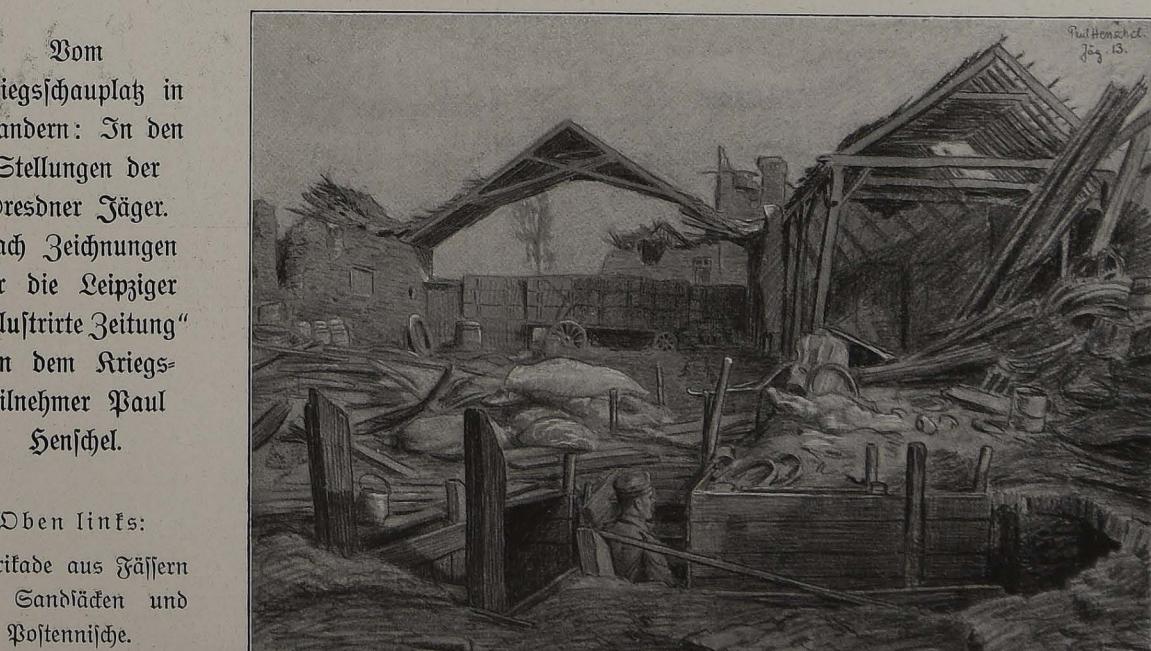
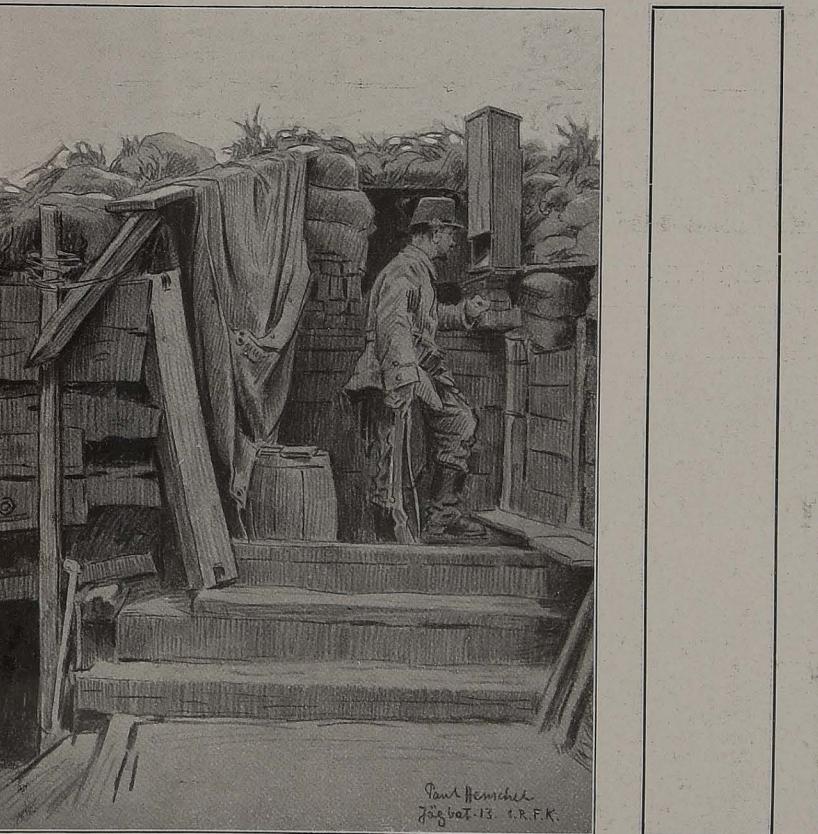
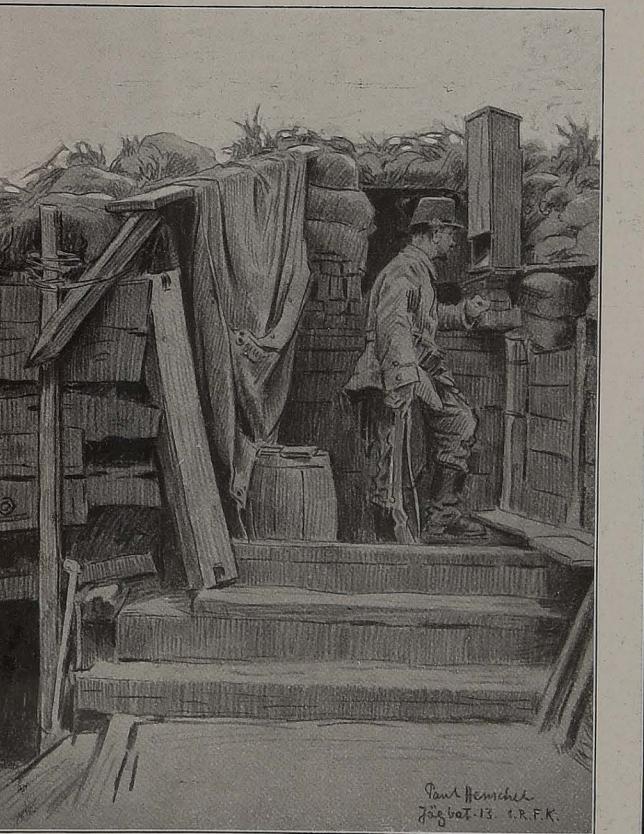
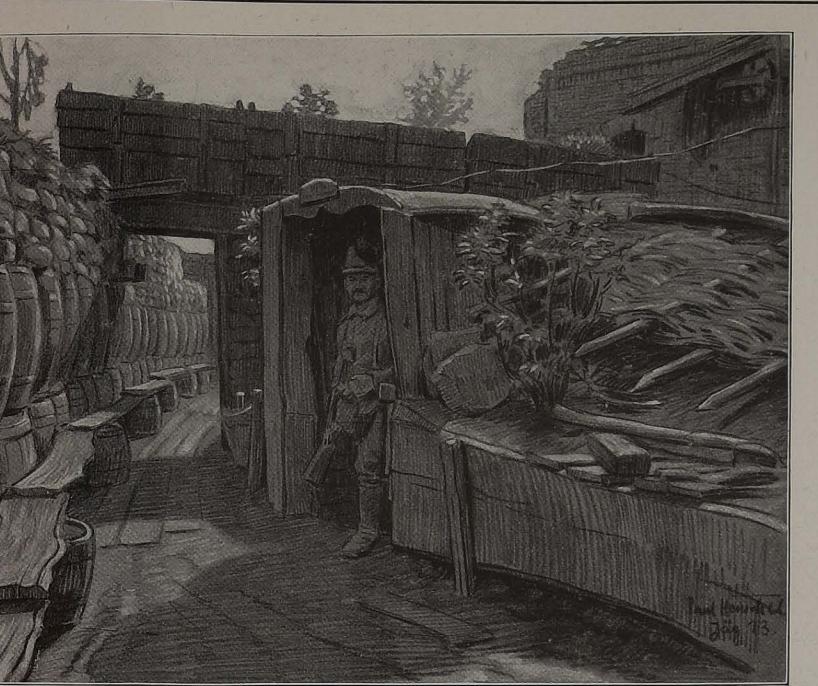
Die Rolle Griechenlands im Weltkrieg.

Von Professor Dr. Walter Kolbe, Rostock i. M.
Rund zwei Jahrzehnte sind vergangen, seit die Griechen Freiheit v. Byzanz, dem Ausstellungsgebäude liebenswürdige Aufmerksamkeit entgegen. Das Generalgouvernement entschloß sich schließlich, die Ausstellung unter keinen Schutz zu nehmen und sie im Soldatenheim in Brüssel, das sich entsprechend seiner eigentlichen Aufgabe als Künstlerhaus hervorragend für Ausstellungszwecke eignet, zu zeigen. Schon bei ihrem Aufbau wurde die Ausstellung von 6000 Soldaten besucht, und dann kam der tägliche Besuch meistens über 2000 Personen hinaus. Offiziere wie Mannschaften freuten sich darüber, Gelegenheit

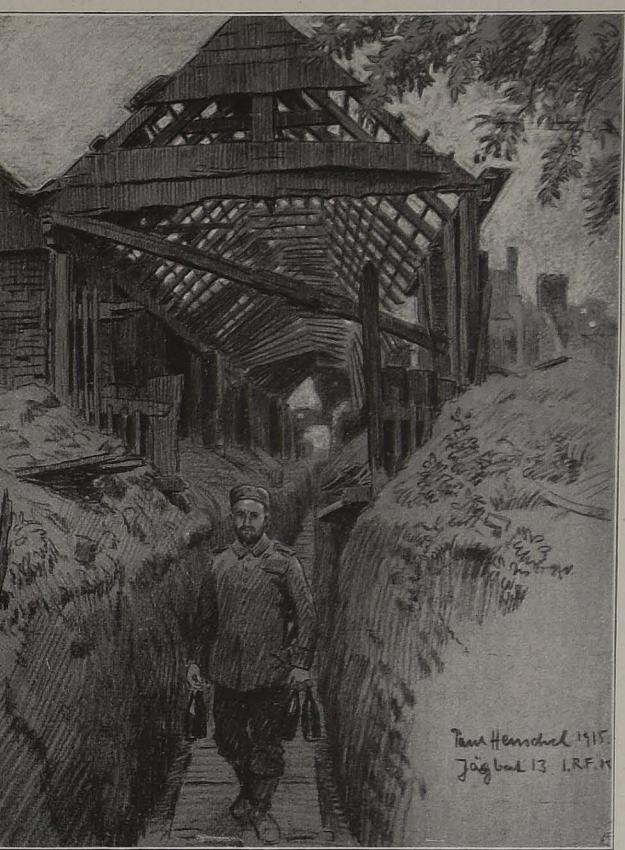
zu haben, in einem geschlossenen künstlerischen Rahmen auch das zu sehen, was die Kameraden auf den anderen Kriegsschauplätzen im Osten, an den Dardanellen und auf der hohen See geleistet haben. Manchem möchte es auch gerecht haben, in der Ausstellung zu erfahren, wie sich die Künstlerschaft zusammensetzt, die für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ gearbeitet hat und noch arbeitet. Auch die technisch-künstlerische Eigenart der Originale, die eigens für die Wiedergabe in einer großen illustrierten Zeitung hergestellt wurden, wird bei einem großen Teil der Besucher besondere Beachtung gefunden haben. Schließlich werden sich auch viele gefragt haben, daß trotz der hervorragenden Entwicklung der Reproduktionstechnik so manche Feinheit und Eigentümlichkeit des Künstlers bei der Wiedergabe verlorengegangen sind, und daß es eine Art von sensationeller Reiz hat, den Künstler aus seinen Originale zu sich sprechen zu lassen. Die Ausstellung hat allmählich den Umfang von 500 Originale angenommen. Offiziere und Mannschaften haben sich in den Ausstellungsräumen des Soldatenheims oft stundenlang aufgehalten und hierbei nicht nur für die Leistungen der ersten deutschen Künstler Interesse gezeigt, sondern sich auch für die Schöpfungen von Kriegsteilnehmern erwärmt, die als junge Talente im Felde hinzugezogen sind unter der Wucht der gewaltigen Ereignisse ihre Künstlerschaft entdeckt haben. Die Begeisterung erreichte ihren Höhepunkt oft dadurch, daß die Soldaten sowohl Offiziere wie militärische Umstände naturgetreu dargestellt wiedergefunden; minuter sah sich auch der eine oder andere lebenswahr porträtiert.

Zu dem Besuch der Ausstellung hat nicht wenig beigetragen, daß das Generalgouvernement gerade das Soldatenheim zur Verfügung gestellt hat, denn dort ist gewissermaßen das große allgemeine deutsche „Militärtatzenblatt“, wo jeder nicht nur seine Bequemlichkeit findet, sondern auch gegen billiges Geld eine vorzügliche Verpflegung erhält.

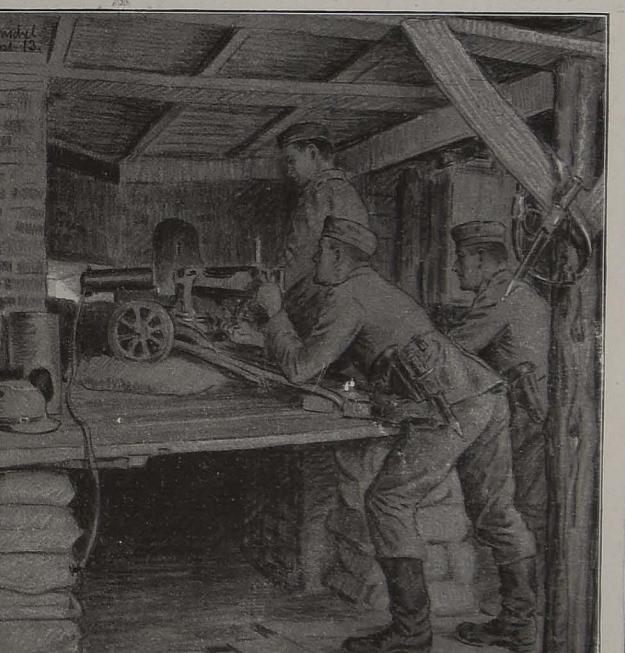
Das mußte natürlich auf den Besuch der Ausstellung wesentlich vonneben, ganz abgesehen davon, daß an manchen Tagen die Soldaten, die aus der Front zu Besuch kamen, kompagniesweise in die Ausstellung geführt wurden. Schließlich mag die Ausstellung noch eine nicht zu unterschätzende Rebeleistung gehabt haben: Wenn auch wenige Belgier aus naheliegenden Gründen die Ausstellung besucht haben mögen, so wird sie doch auch in diesen Kreisen vielleicht dazu beigetragen haben, dem oft unverhüllten Künstlerthum der französischen und englischen Illustratoren ein wirkliches Gegengewicht zu bieten, und das nicht nur bei militärischer, sondern auch bei künstlerischer Betrachtung. —



Oben links:
Barricade aus Fässern und Sandäcken und Postenmännchen.



Oben rechts:
Verbindungsgraben (ehemalige englische Stellung).



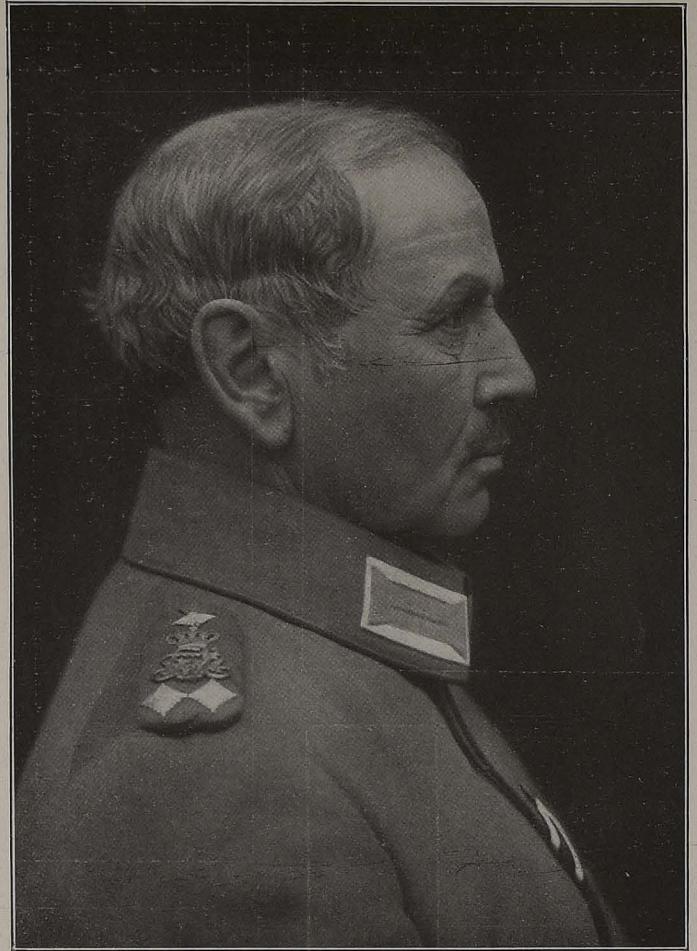
Mitte links:
Beobachtungsposten am Spiegel.

Mitte rechts:
Erbeutes russisches Maschinengewehr in Stellung.

Unten:
Schützengraben in einer Spinnerei.

so grell in die Erscheinung getreten waren. Das Land erlebte eine innere Wiedergeburt, die man der Neuordnung des Osmanenreiches nach dem Unglück des ersten Balkankrieges vergleichen kann. Wie in den letzten zwanzig Jahren in Athen weilt und mit dem Volksleben engere Fügung gewann, konnte sich dem starken Eindruck nicht verschließen, daß hier ein edles, reichbegabtes Volk an seiner Verinnerlichung und Kräftigung arbeite. Vor allem war die Armee der Gegenstand lebhaftester Fürsorge. Kronprinz Konstantin, der jetzige König, hielte sich selbst als Höhstkommandierender der Streitkräfte zu Lande in den Dienst seines Staates, und die reichen Erfahrungen, die er bei der preußischen Garde hatte sammeln dürfen, fanden nun den griechischen Heere zugute. Es ist in der Hauptsache sein Verdienst, wenn es die kriegerischen Aufgaben, die seiner warteten, zu lösen imstande war.

Und die Stunde der Prüfung kam schneller, als selbst die freudigsten Optimisten zu hoffen gewagt. Es war das Glück des griechischen Staates, daß seine Entwicklungstendenzen sich damals mit der politischen Richtung der anderen Balkanvölker deckten. Unter russischer Führung kam der Balkanbund zustande. Nach den Absichten seiner Begründer hatte er wohl in erster Linie seine Front gegen Österreich-Ungarn wenden sollen. Aber in dem Wunsche, die schwere Bedrängnis der Türkei, die — mittler in einer inneren Umwandlung begriffen — von Italien angegriffen war, auszunutzen, erklärten die Bundesgenossen der Pforte den Krieg. So begann im Herbst 1912 der Entscheidungskampf mit der Türkei, der für die nationale Gedenkung und militärische Erstarkung Griechenlands eine Notwendigkeit war. Durch eigene Tüchtigkeit errang es jetzt endlich den Besitz von Kreta, gewann es das südliche Epirus, drang es nach Osten über den Wardar vor. Allein der Sieg über den gemeinsamen Gegner führte neue Gefahren heraus, da die Verbündeten über die Zeitung der Beute in Streit gerieten. Griechenland ließ sich lediglich von seinen nationalen Interessen leiten. Deshalb mußte es jetzt mit Bulgarien feindlich zusammenstoßen, dessen unmittelbarer Nachbar es durch die großen Erobерungen war. Beide Mächte glaubten einen Anspruch auf Mazedonien zu haben, die Griechen auf Grund der geschichtlichen Überlieferung, die Bulgaren durch das Gründsatz, daß die staatlichen Grenzen mit den nationalen zusammenfallen sollten. Eine Auseinandersetzung mit Bulgarien war daher über kurz oder lang unvermeidlich: es war die zweite Etappe, die Griechenland zu durchlaufen hatte, um zu einer Balkan-Großmacht zu werden. Das aber war kein sehnlicher Wunsch, und so schloß es sich mit Serbien zum Bunde gegen Bulgarien zusammen. Dank der Gunst der Stunde konnte der inzwischen König gewordene Konstantin seinem Staate im zweiten Balkankriege einen Teil von Mazedonien einverleben. Es waren hauptsächlich die Gebiete, die einst zur Zeit König Philipp II. des Siegers von Chaeronea, die mazedonischen Stammlande gebildet hatten; die großen Mäjte der angegliederten Länder, die heute auch mit dem Namen Mazedonien bezeichnet werden und fast ausschließlich von Bulgaren bewohnt sind, fielen im Bataister Frieden an Serbien. Mit reichem Gewinn ging Griechenland aus dem Kriege hervor. Es war an Macht und Ansehen gewaltig gewachsen. Der glänzende Erfolg des Staates ist aufs engste mit dem Namen des königlichen Namens verknüpft, der heute den Thron ziert. Mit imponierender Stärke und zielvoller Konsequenz hatte er die Rechte seines Landes gegen jeden Anspruch durchsetzen gewußt. Besonders hart wird es ihm angekommen sein, die Waffen mit König Ferdinand zu freuen, dessen Thronstufe ihm die eigene Aufgabe so erleichtert hatten. Seinem vornehmen Sinn widerstand es, den Bundesgenossen von gestern anzugreifen. Aber der Entschluß wurde ihm durch die Einsicht aufgezogen, daß die Auseinandersetzung mit Bulgarien ein Gebot der Notwendigkeit



Generaloberst v. Kluck,

der verdiente, auf dem wöchentlichen Griechenchauspiel verhinderte Kriegsfahrt, die am 13. Oktober sein 50jähriges Militärdienstjubiläum feiern sollte. Der Kaiser ließ ihm zu jener Gelegenheit ein huldvolles Telegramm und ein von Max Miel in Öl gemaltes Kaiserbild zugeschicken. Nach der neuesten Aufnahme des Photographen R. Dührer in Berlin vom 11. Oktober 1915.



Der Generalgouverneur von Belgien, General der Kavallerie Freiherr v. Bissing, bei der Besichtigung der Ausstellung. (Phot. Samson & Cie, Brüssel)

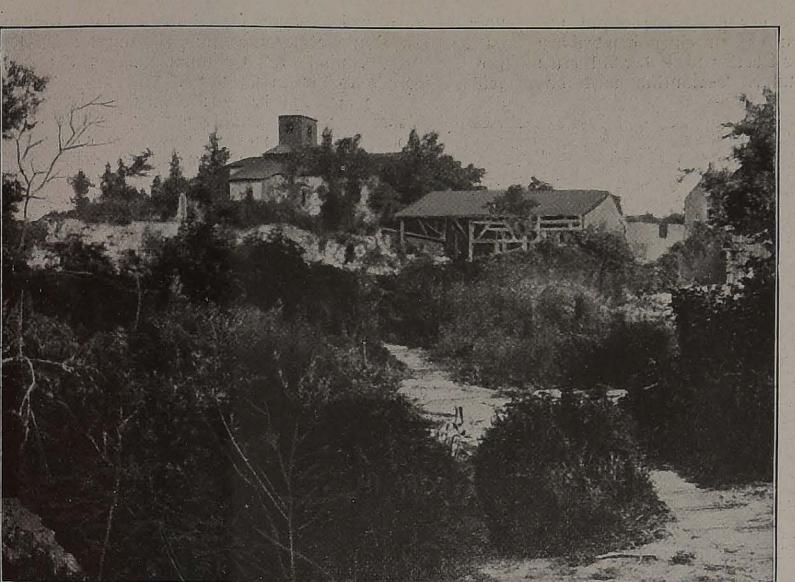
Bon der Ausstellung der Kriegsbilder-Originalen der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ im Deutschen Soldatenheim zu Brüssel.

Verteidigungsmäßregel handele, damit Griechenland jederzeit in der Lage sei, die Unverletzbarkeit seines Gebietes mit den Waffen zu verteidigen. In diesem Sinne hat auch König Konstantin die Mobilisierung gutgeheissen, obwohl Bulgarien in Athen zu verfechten gegeben hatte, daß der Kampf sich nur gegen Serbien richten sollte. König Konstantin will die Errungenheiten des letzten Balkankrieges nicht preisgeben, anderseits ist es aber sein Wunsch, das Land vor neuen blutigen Opfern zu bewahren. Es scheint, als ob zwischen dem König und dem verantwortlichen Leiter der Politik volles Einvernehmen herrschte. Allein nur zu bald zeigte sich, daß Benizelos noch immer die alten Absichten verfolgte. Die Lage hatte sich inzwischen dadurch ausgespielt, daß die Bierverbandsmächte den Entschluß gefaßt hatten, den bedrohten Serbien mit bewaffneter Macht zu Hilfe zu kommen, und daß sie die griechische Regierung von ihrer Absicht, Truppen in Saloniki zu landen, unterrichteten. Es war der

jetzt. Nur durch sie konnten die Grundlagen für eine spätere Verständigung gelegt werden. Jetzt bestehen keine unüberbrückbaren Gegensätze mehr zwischen Griechenland und Bulgarien. Gewiß, und darüber sind noch Wünsche vorhanden, die ihrer Befriedigung harren; aber wenn nicht alle Zeichen trügen, werden sie sich auf diplomatischen Wege in Einfluss bringen lassen. Der Tag ist vielleicht nicht fern, wo beide Staaten in ein vertrauensvolles, näheres Verhältnis zueinander treten, wie es in den letzten Wochen zwischen Bulgarien und der Türkei zustandegekommen ist.

Heute steht Griechenland wieder vor einer wichtigen Entscheidung, der folgenschwersten vielleicht, die es je zu treffen hatte. Der Weltkrieg hat auch den Balkan in sein Kreise gezogen, und mit ehemaligen Schlägern posst das Schloß an die Pforten des Landes. Bulgarien hat im Vertrauen auf den Sieg der Zentralmächte den Mut gefunden, die Mobilisierung auszusprechen. König Ferdinand will die Gelegenheit, wo Serbien in einem Kampf auf Leben und Tod verwirkt ist, nicht vorübergehen lassen, ohne seinem Staate die Gebiete zu erobern, auf die er 1913 hat verzichten müssen. Jetzt oder nie ist der Augenblick, wo die bulgarische Nation die Volksgenossen befrieden kann, die im westlichen Mazedonien noch unter dem serbischen Zog leideten. Durch Bulgariens Mobilisierung ist der Stein ins Rollen gekommen. Soll auch Griechenland in die grobe europäische Politik hineingreifen? Soll es seine Neutralität aufgeben und an den blutigen Balkanfeldern teilnehmen?

Zwei Parteien standen und stehen sich im Lande gegenüber: die Neutralisten und die Venizelisten, die sich um den früheren Ministerpräsidenten Benizelos scharen. Benizelos ist ein überzeugter Freund Englands. Er glaubt fest an den Sieg des Bierverbandes, und deshalb hatte er schon im Anfang des Jahres die Truppen Griechenlands mit fliegenden Fäben ins Lager der Dardanellenstürmer führen wollen. Damals mußte er den Willen seines Königs weichen, der für eine kriegerische Abenteuerpolitik nicht zu haben war. Aber die Kommerzienführten führten ihn wieder zur Macht, und jetzt, wo die Verhältnisse sich durch den drohenden bulgarischen Angriff auf Serbien von Grund aus verändert haben, hält er den Augenblick für geeignet, um — wenn auch unter verzweigter Formen — das alte Spiel wieder aufzunehmen. So beantwortete er die Mobilisierung Bulgariens mit der Einberufung der griechischen Reserven. Dem König erklärte er, daß es sich nur um eine Vorsichts- und



Ansicht von Tihure in der Champagne, wo die Franzosen wiederholt vergebliche Anstrengungen machten, unsere Front zu durchbrechen.

flagranteste Völkerrechtsbruch, der sich denken läßt; denn Griechenland hatte in aller Form seine Neutralität erklärt. Die im August 1914 vom Deutschen Reich in Brüssel erhobene Forderung, Belgien möge den Truppenmarsch gestatten, läßt sich nicht auf eine Linie mit jener Zumutung stellen. Denn für das Reich handelte es sich um Sein oder Nichtsein; die Existenz Englands und Frankreichs dagegen wäre nicht bedroht gewesen, auch wenn die Landung unterblieb. Griechenland hätte daher wahrliebendlich gehabt, sich über die brutale, durch kein Gebot der Notwendigkeit gerechtfertigte Verletzung seiner Rechte in leidenschaftlicher Empörung zu beklagen. Statt dessen sprach Benizelos in einem lauen Protest aus, daß „vor der Bewirktung des Casus foederis durch das Vorgehen der Entemündige sein Nachteil



Mannschaftstransport in den Kämpfen bei Arras gefangengenommene Franzosen und Engländer durch Lille. Die Franzosen tragen ihre neue feldgraue Uniform mit dem neuen Stahlhelm.



für die griechische Neutralität erwartet dürfe“. Es war klar, daß er unter Berufung auf den Bündnisvertrag mit Serbien auf die Seite Englands und Frankreichs treten konnte. An den Ernst dieses rein formellen Protestes glaubte niemand. London und Paris jubelten: solange Benizelos die Politik leitete, durfte man das Königreich der Sellenen als geheimen Bundesgenossen betrachten.

Alein der Jubel war verfrüht. An den griechischen Kammer fand die Erklärung des Ministerpräsidenten den lebhaftesten Widerstand. Einmütig erhoben Theotofis und Rhalis, Dragutis und Gumaris, Männer, die seit Jahrzehnten als Parteiführer und Ministerpräsidenten das Vertrauen ihrer Volksgenossen dafür, ihre Stimme, um vor der Fortsetzung der Kriege zu warnen, die am Rande des Abgrundes dahinführte. Der Sinn ihrer Reden war, daß aus Griechenland kein zweites Belgien werden dürfe. In dieser entwürdigendem Sitzung, in der die Kammer auf der Höhe ihrer Aufgabe stand, zeigte sich, daß Benizelos die besten Männer der Nation zu Gegnern hatte. Da griff König Konstantin von neuem ein. Zum zweitenmal verabschiedete er den Ministerpräsidenten. In ohnachtiger Lust lachte darüber dorthin die „Times“, daß der Name „constitutionelle Monarchie“ in Athen bald ein leerer Klang sein würde. An diesem

Blick über die Ruinen einer vollständig zusammengebrochenen Straße in Tihure.

Worte ist so viel wahr, daß die politischen Zustände Griechenlands in dieser Krise eine tiegriese Wandelung erfahren. Bisher hatten stets keine Parteimitglieder die Geschäfte geführt. Jetzt traten zum erstenmal Vertreter der verschiedenen Richtungen zusammen, um ein Ministerium der Sammlung zu bilden. Neben den aristokratischen konservativen Theotofis finden wir seitens langjährigen Gegner Rhalis, Dragutis steht neben Zaimis, der 1897 den Frieden mit den Türken unterzeichnet hat. Es ist ein Ministerium von ehemaligen Ministerpräsidenten, die sich in der Vergangenheit so manches Mal befehdet haben.

Welche Richtung die griechische Politik einnehmen wird — man müßte ein Prophet sein, um es mit Sicherheit vorherzusagen. Der König hat sich nach offizieller Melbung dahin ausgesprochen, daß er einen Krieg zur



Eine Gruppe Gefangener verschiedener Nationalität auf der Zitadelle in Lille; links ein Franzose mit dem neuen Stahlhelm, in der Mitte ein Schotte, rechts ein Turk.

Unsere Feldgrauen beim Betrachten der Bilder. (Photograph.)

Bon der neuen großen Offensive der Franzosen und Engländer auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Verteidigung Dritter für einen verhängnisvollen Fehler halten würde. Daraus ist zu schließen, daß der griechisch-serbische Vertrag, der von der Belgrader Regierung längst abgetreten ist, in Zukunft auch für Griechenland keine Rolle mehr spielen wird. Mit Sicherheit kann man nur das eine sagen: für die letzte Entscheidung werden keine sentimentalien Rücksichten maßgebend sein, sondern einzige und allein fähige Berechnung und vernünftigste Abwägung der realen Faktoren. Theoretisch hat es in seiner Kammerrede schon ausgesprochen, daß es für Griechenland nur ein Gege des Handelns gebe: die Interessen des Landes. Auch für die hellenistische Politik muß der „sacra egoismo“ ausdrücklich sein. Da geht sich aber sofort, daß Griechenland nicht mit dem Bierverband gehen kann. Denn wenn Frankreich auch der traditionelle Freund des Königreichs ist, von Russland und Italien ist durch wichtige Interessen gegenläufig getrennt, und von England hat es außer dem Geschenk der sieben Ionischen Inseln nie Gutes erfahren. Die Hoffnung der Russen ist der Besitz von Konstantinopel und die Russifizierung der orthodoxen Kirche. Das sind Pläne, deren Verwirklichung kein ehrlicher griechischer Patriot wünschen kann. Ein russisches Konstantinopel ist für den Nationalstolz der Hellenen unerträglich, und die Entthronung des östlichen Patriarchen zugunsten des Patriarchen aller Reuken würde der griechischen Kirche den Todestod versegen. Noch sichtbar sind die Gegenläufige gegen Italien. Der alte Kampf, der Jahrtausende herauftaucht, lebt wieder auf, seit das Königreich Savoien sich ansticht, im Adriatischen und im Ägäischen Meer imperialistische Politik zu treiben. Die Italiener beanpruchten Nord-Epirus — sie selbst nennen es Süditalien — sie halten seit dem Tripolikrieg die Dodekanes befreit und verlangen große Teile von Klein-Aien für ihre Teilnahme auf Seiten der Entente. Unter solchen Umständen würde Griechenland politischen Selbstmord begehen, wenn es zum Siege des Bierverbandes beitragen sollte. Sollte es etwa bei der Verteilung der Beute auf die Ehrlichkeit des englischen Ministers rechnen? Es wäre eitel Hoffnung. Denn sehr mit Recht erinnerte Theofotis daran, daß die nun fast hundertjährige Geschichte des Königreichs nichts anderes ist als eine ununterbrochene Kette von Mißhandlungen von Seiten Englands. Nein, wenn Griechenland seine nächsten Ziele, den Besitz der Dodekanes und von Nord-Epirus, erreichen will, dann muß es sich vom Bierverband fernzuhalten suchen. Daß der König nicht gesonnen ist, um fremder Interessen willen gegen Deutschland und Österreich-Ungarn Stellung zu nehmen und das Geschick seines Landes auf Gediebt und Verderb an England und dessen Verbündete zu trüpfen, hat er durch die Entlassung von Venizelos bewiesen. Aber ob es ihm gelingen wird, seinen Weg bis zu Ende zu gehen — wer wollte es heute sagen? Man darf die Augen

nicht davor verschließen, daß der griechische Staat mit seinen wichtigen Seestrukturen sich in einer gefährlichen Zwangslage befindet und der Überlegenheit der Alliierten zur See Rechnung tragen muß. Vermutlich wird das

Nur so wird Griechenland die Politik treiben können, zu der sich König Konstantin längst bekannte: „Nichts für Deutschland, nichts für England, nichts für Frankreich, sondern alles für Griechenland.“

Die Haltung der griechischen Regierung ist bisher nicht von gefühlsmäßiger Deutschfreundlichkeit bestimmt worden und wird es auch in Zukunft — darüber wollen wir uns keiner Täuschung hingeben — nicht sein. Und doch werden die Zentralmächte aus der Beibehaltung der Neutralität des Königreichs Nutzen ziehen, selbst wenn es sich bewahrheitet sollte, daß sie mit dem größten Wohlwollen für die Mächte des Bierverbandes gehandhabt wird. Das Beispiel Griechenlands wird nicht ohne Wirkung auf Rumänien bleiben. Die Kriegsbefreiung bei einem Teil der Befreieter Politiker, die durch unsere Siege auf russischem Boden schon mettlich abgeführt ist, wird jetzt völlig erneuert werden, und an die Stelle der leidenschaftlichen Parteinahe für die Befreier von „Freiheit und Kultur“ wird auch hier verstandesmäßige Berechnung der Kräfteverhältnisse treten. Es ist daher nicht mehr zu befürchten, daß die Garanten des Befreieter Vertrages Bulgarien in den Arm fallen werden, wenn es sich anschickt, das Unrecht seiner Vergewaltigung zu führen. Es wird freien Spielraum zur Durchführung seines Angriffes gegen Westen behalten und hat alle Aussicht, in fürester Zeit seine nationalen Wünsche erfüllt zu sehen. Damit wird aber zugleich ein ungeheuerer Vorteil für Deutschland und Österreich gesichert: ist erst einmal mit Bulgarien hilflos die Brücke von Berlin nach Konstantinopel geschlagen, so kann der Krieg in ein neues Stadium seiner Entwicklung eintreten und das Schwergewicht der militärischen Operationen auf asiatischen Boden verlegt werden, wo Englands Weltstellung tödlich getroffen werden kann.

Madeleine bückte sich jetzt und hob eine der Kugeln auf. „Ja, denke dir, Mama, das machen sie jetzt in Leipzig. Das hat uns Franz mitgebracht.“ Ein feiner Spalt zog sich rings um das Mordgeschoß, und man brauchte nur ein wenig zu drehen und zu schieben, da ging die Kugel in zwei Hälften auseinander und erwies sich mit einer Menge feiner Bonbons gefüllt.

Frau Brosam griff mit spitzen Fingern ins Volle.

„Da sehen Sie, daß auch Kanonenkugeln ihr Gutes haben können“, sagte Firmkranz noch ein wenig steif und mit sinnreichem Bezug auf etwas, das nun schon in einiger Entfernung stand.

Ein grauer Schatten hopste auf das Fenster. Es war François, der sich draußen erholt und den Mut gefunden hatte, auf die Stätte seiner Untat zurückzukehren.

„François, komm, François,“ lockte Madeleine mit einer kleinen Schokoladenbombe, die oben auf mit dem angenehmen Wirral einer Nußhälften gekrauselt war. Aber François rieb einen Vorsichtsbuckel am Fensterrahmen, und Mißfrauen schlitzten seine Augen.

„Und der Kater muß noch einen anderen Namen kriegen,“ sagte Firmkranz, und es schien, als gewönne er allmählich wieder Ellenbogenfreiheit, „er kann doch nicht denselben Namen behalten wie ich.“ Till Eulenspiegels lustige Narrheit lachte aus seinem ganzen Gesicht.

Aber Madeleine wandte ein, daß sie François schon länger keine als Franz, und daß man ihm von dem Kater schon wieder unterscheiden können, zumal er keineswegs ein so feines und weiches Fell habe, sondern vielmehr als ein Österreicher, also halber Deutscher, durch Widerborstigkeit auszeichnet sei.

„Geht in den Garten,“ entschied Mama Brosam, „und kommt erst wieder, bis ihr euch geeinigt habt. Und Madeleine — Nachmittag möchte ich dich bitten, mit mir zur Schneiderin zu kommen. Wir müssen doch endlich die Wintertöilletten besprechen.“



Bild auf Saloniki, wo der Bierverband Truppenlandungen vorgenommen hat.
Zur Haltung Griechenlands im Weltkrieg.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(4. Fortsetzung.)

Und es war vielleicht gut, daß gerade jetzt Frau Brosam kam, in der großen Morgenkleid, das jüngste Heft einer Pariser Modezeitung in der Hand, und daß Firmkranz sich beeilen mußte, seine Huldigung darzubringen und sein Telegramm durch einen ausführlichen Bericht zu ergänzen. Sie hörte ihn gnädig an und nickte Wohlwollen. Aber immerhin war die Lage so, daß Firmkranz es für gut fand, das Paket der Verlobungskarten möglichst unauffällig in seine Rocktasche zu versenken.

„Sie bleiben natürlich zum Speisen“, entschied sie zur Belohnung für den Sieger. Und dann, indem sie nach den papierenen Kanonenkugeln, Degenköpfen und Gewehrschlössern deutete, die auf dem Teppich ein etwas seltsames Stillleben bildeten: „Was ist denn das für ein abschreckliches Zeug?“

Madeleine bückte sich jetzt und hob eine der Kugeln auf. „Ja, denke dir, Mama, das machen sie jetzt in Leipzig. Das hat uns Franz mitgebracht.“ Ein feiner Spalt zog sich rings um das Mordgeschoß, und man brauchte nur ein wenig zu drehen und zu schieben, da ging die Kugel in zwei Hälften auseinander und erwies sich mit einer Menge feiner Bonbons gefüllt.

Frau Brosam griff mit spitzen Fingern ins Volle.

„Da sehen Sie, daß auch Kanonenkugeln ihr Gutes haben können“, sagte Firmkranz noch ein wenig steif und mit sinnreichem Bezug auf etwas, das nun schon in einiger Entfernung stand.

Ein grauer Schatten hopste auf das Fenster. Es war François, der sich draußen erholt und den Mut gefunden hatte, auf die Stätte seiner Untat zurückzukehren.

„François, komm, François,“ lockte Madeleine mit einer kleinen Schokoladenbombe, die oben auf mit dem angenehmen Wirral einer Nußhälften gekrauselt war. Aber François rieb einen Vorsichtsbuckel am Fensterrahmen, und Mißfrauen schlitzten seine Augen.

„Und der Kater muß noch einen anderen Namen kriegen,“ sagte Firmkranz, und es schien, als gewönne er allmählich wieder Ellenbogenfreiheit, „er kann doch nicht denselben Namen behalten wie ich.“ Till Eulenspiegels lustige Narrheit lachte aus seinem ganzen Gesicht.

Aber Madeleine wandte ein, daß sie François schon länger keine als Franz, und daß man ihm von dem Kater schon wieder unterscheiden können, zumal er keineswegs ein so feines und weiches Fell habe, sondern vielmehr als ein Österreicher, also halber Deutscher, durch Widerborstigkeit auszeichnet sei.

„Geht in den Garten,“ entschied Mama Brosam, „und kommt erst wieder, bis ihr euch geeinigt habt. Und Madeleine — Nachmittag möchte ich dich bitten, mit mir zur Schneiderin zu kommen. Wir müssen doch endlich die Wintertöilletten besprechen.“

Madeleine und Firmkranz gingen durch den Garten, sie noch in einem Nachweben des Schmollens, er versöhnlich und heiter gestimmt und aller Größe seines Sieges voll.

Ab und zu sah man den rotblonden eckigen Schädel des Instruktors Fiedler, der am Fenster auf- und abging, während Pierre irgendwo in den Tiefen des Zimmers mit stumpfsinniger Erbitterung lateinische Verba rutschte.

„War das nicht der Monsieur Götterle?“ sagte Firmkranz mit flüchtigem Argwohn gegen etwas Männliches, das sich draußen vor dem Gartengitter vorbewegte.

Oh ja, es könnte auch unter Umständen ebensogut Monsieur Götterle gewesen sein wie der Milchmann Calaincourt.

„Weil sich der Mensch verdächtig macht. Gerade vorher, als ich auf dem Wege zu dir war, bin ich ihm begegnet, dem Kerl mit seinem Mopsgesicht.“ Firmkranz war nicht im mindesten eifersüchtig, aber es mochte immerhin bisweilen angebracht sein, den Anschein zu erwecken, als könnte man gelegentlich auch das Augenrollen und das Zähnfletschen Othellos.

„Das Rätsel löst sich leicht. Er war bei mir, er hat mir einen Beuch gemacht.“

Der hohe Mittag schien in den Garten. Ein Auto dudelte ferne, und man wußte, daß kam Herr Brosam aus der Fabrik. Madeleine ging leicht summend neben Firmkranz, selber ein liebes Rätsel, manchmal scheinbar ohne alle Schwierigkeiten zu entziffern wie die Preisaufgabe eines Familienblattes, das Abonnenten sucht, und manchmal wieder so unsagbar unständlich, als wurzelte es in Blut und Not.

Aus dem Fenster scholl es laut und eindringlich: „Pierre, um Gotteswillen . . . attingo und attendo sind zwei ver-schie-de-ne Worte, attingo, attigi, attactum und attendo, attendi, attentum . . . na, noch einmal.“

Firmkranz wettete sich näher an Othello heran: „Warum streicht er denn schon wieder da herum, wenn er vorher bei dir war?“

Madeleine meinte, er dürfte eben wahrscheinlich umgekehrt sein.

Die Frage war unvermeidlich, was denn der Monsieur gewollt habe. Da gab es denn Großes zu erzählen, und auch Herrn Jean Baptiste Götterle wob sich der Nimbus des Erfolges ums Haupt. Man hatte ihm in Würzburg die Ausmalung des Saales irgend einer Landesanstalt übertragen, etwas ganz Bedeutendes, zweihundert oder dreihundert Quadratmeter deutscher Geschichte mit Hermann dem Befreier oder dem heiligen Kilian und der Heidin Geilane.

„Da kann er sich auspinseln, der Tizian von Mülhausen,“ brummte Firmkranz, „aber, daß er das über sich bringt, der Patriot? Im Herzen Paris, im Kopf das Väterchen in Petersburg, und aus dem Handgelenk will er deutsche Geschichte malen?“

Madeleine strafte sich und wuchs aus dem Zierlichen und Nahen wieder ins Unnahbare. „Es sind Dinge, die dir unverständlich bleiben werden. Es ist die Kunst . . . der Künstler kann sich in jedes Wesen einleben, auch in das seinem Wesen fremde und feindlichste . . .“

„Besonders, wenn das Einleben entsprechend bezahlt wird“, wagte Firmkranz einzuwerfen.

„Wie käme es dann, daß lachende Weltkinder fromme Bilder malen können, von denen man beten muß? Der grazile und bewegliche Geist des Franzosen wird auch solchen Aufgaben gewachsen sein, die dem plumpen, nur auf Militärische gerichteten Deutschen für immer unzugänglich sind. Die Kunst, mein lieber Freund, hat ihre besonderen Gesetze. Ihr erstes und oberstes besagt, daß dem Künstler jeder Stoff willkommen sein muß, wenn er vom göttlichen Funken des Genies durchleuchtet werden kann. Der Stoff ist träge Masse, der Künstler haucht ihr den Atem des Schöpfers ein. Eure deutsche Geschichte ist Wirnis und dunkles Chaos, Götterle wird sie mit dem Hauch französischer Harmonie und Monumentalität beseelen.“

Am Fenster rang Herr Fiedler die Hände und stopfte die Fäuste gegen die Ohren. Pierre hatte attingo und attendo in einem unlösbar Knäuel verwinkel, in dem sich nicht einmal mehr Erasmus von Rotterdam zurechtfunden hätte.

Herr Brosams Auto dudelte, staubte und stank das Gartengitter entlang vor die Einfahrt.

Ein Gongschlag prallte in den Mittag des bunten Tages.

Nach dem Speisen bat Herr Brosam den Ingenieur in sein Arbeitszimmer, nachdem er Herrn Fiedler, der heute gleichfalls zu Tisch gezogen worden war, bedeckt hatte, noch ein wenig zu warten. Nach dem Speisen pflegte Herr Brosam seine Privatangelegenheiten zu erledigen.

Sie saßen einander in Klubsesseln gegenüber, in angenehmer Verdauungsummeli, nippten einen Kognak und steckten die Havanna an. „Herr Ingenieur,“ begann Brosam, indem er seine weiße, gemusterte Weste aus ihren Falten zog, „ich bin Ihnen noch eine Aufklärung schuldig. Vorher in der Fabrik konnte ich nicht so . . . kurz, Sie haben ein Recht, zu wissen, warum ich Sie gebeten habe, die Veröffentlichung der Verlobung noch um einige Zeit zu verschieben . . .“

Herr Brosam neigte den Kopf, um zu lauschen. Irgendwo aus den Tiefen des Hauses quoll Triller empor, eine Frauenstimme, ein Laufhau und einer hinunter, wie zur Übung und Schmeidigung, und dann setzte das leichte Gezwitscher der Phaline ein.

„Titania ist herabgestiegen“, sang Madeleine.

Die beiden Männer sahen einander an, und über den Ernst ihrer Unterredung breitete sich ein Schimmer von Vergnügen an dem schönen, heiteren und wertvollen Menschenkind. Dann zog sich Herr Brosam an seiner Weste wieder in die geschäftlichen Dinge zurück.

„Ja . . . also . . . Sie wünschen zu wissen, warum und so . . .“

Er beugte sich vor, und als Firmkranz eine kleine Bewegung mit der Hand machte: Bitte fahren Sie fort! räusperte er sich zur Fortsetzung: „Schön . . . also natürlich! Sie verstehen, daß mich meine Stellung zu Herrn Kohlmeis zu gewissen Rücksichten zwingt. Denn schließlich, er ist doch der Herr, und ich bin nur der Direktor. Nicht wahr? Und wenn er mich auch nicht entbunden kann . . . einmal könnte doch seine deutsche Bärennatur zum Ausbruch kommen. Oh . . . ich fühle mich durchaus sicher . . . und selbst wenn ich einmal mit ihm auseinanderkomme, na, dann gibt's noch andere Maschinenfabriken auf der Welt. Aber wenn man einmal zehn Jahre an einem Platz ist, so wechselt man nicht gerne, nicht wahr?“

Madeleines Arie war an einem Staccato angelangt, das sie mit so viel Kraft und Freudigkeit hinausstieß, daß man die Töne förmlich neben einander schweben sah, einer ganz gleich dem andern, eine Reihe glänzender Kugeln vor einem Hintergrund von Malachit.

Herr Brosam befeuchtete das aufgewickelte Deckblatt seiner Havanna mit der Zunge und klebte es wieder fest. „Also . . . obwohl ich keineswegs besorgt bin, möchte ich doch den alten Herrn nicht unnötig aufbringen. Nun bin ich ohnehin eben mit ihm sehr verschiedener Meinung über eine Sache. Nämlich . . . trinken Sie noch einen Kognak? . . . drüber steht die Flasche . . .“

Während Firmkranz das flüssige Bernsteinsteingold in das kleine Gläschchen goss, betrachtete Herr Brosam mit nachdenklicher Miene die Flasche, und seine Züge wurden immer lebhafter, je höher der Gedanke, den der Anblick des Getränkens in ihm geweckt hatte, empordrang: „Ein feiner Kognak“, sagte er, indem er mit den Händen auf die Knie schlug: „Ein famoser Kognak, echt französisch, nur in Frankreich weiß man, was Kognak ist, mein Herr! . . . Aber glauben Sie, Herr Kohlmeis trinkt französischen Kognak? Ja, bis die Champagne erst deutsch ist, lächelt er mich einmal an. Was soll man dazu sagen? . . . Bis dahin trinkt er lieber deutschen Kognak, irgendwelche Pansch, Pflaumenwasser mit Stiefelcreme. Und das ist es, mein Herr. Eben das! Nicht daß es sich um Kognak handelt! Es handelt sich um den Werkmeister, André Mützle.“



Mit den siegreichen verbündeten Armeen vom Dunajec bis Lemberg IX: Generalfeldmarschall v. Mackensen besichtigt am 3. Juni 1915 ein von den Verbündeten gestürmtes Außenfort von Przemyśl.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Richard Aschmann, der den großen Durchbruchskämpfen in Galizien von Anfang an beigewohnt hat.

Leise, fern, ein Hauch von Gold und Rosa, wehte Madeleines Gesang: eine zarte, volksliedhafte blühende Melodie, die nach dem Perlenglocken Philines unsäglich ergrifft klang.

„André Mütze ist der Casus belli. Nämlich, der Mensch hat den Einfall gehabt, über die Grenze zu gehen und letzten Sonntag drüben in Frankreich in irgendeiner Versammlung eine Rede zu halten: Los von Deutschland! Heiliges Vaterland Frankreich! Na: was wir ja alle möchten, aber doch nicht in Versammlungen hinausbrüllen. Also: Kohlmeis erfährt das irgendwie, und jetzt soll der Mensch hinausfliegen. „Nein,“ sage ich, „Herr Kohlmeis, das geht nicht, den Mann brauch' ich bei den Lennischen Sicherungen. Kein anderer kann das.“ „Und er muß doch hinaus,“ sagt Kohlmeis, „ich dulde keine Hetzer und Französlinge in meiner Fabrik.“ „Und wenn der deshalb hinausmuß,“ sage ich, „so geht die halbe Arbeiterschaft mit.“ „Das ist mir schnuppe,“ sagt Kohlmeis, „und wenn die ganze mitgeht. Ich dulde das nicht . . . ich will meine eigenen Feinde nicht besolden, und wenn . . .“

Die Standuhr auf dem Schreibtisch pickte zweimal. Herr Brosam unterbrach sich und warf einen Blick nach dem Zifferblatt, über das ein silberner Frauenleib hingewunden war, der angestrengt dem Kreislauf der Sekunden und dem langsamsten Abzug der Stunden zuzuschauen schien.

„Schon halb drei“, sagte Brosam und stemmte die Arme gegen die Seitenlehnen des Klubsessels, als wäre es nötig, schon jetzt Hebelkräfte anzusetzen, wenn er rechtzeitig emporgeworfen sein wolle. „Also über die Szenen ist, einen Sohn zu haben, der unter Frankreichs Fahnen kämpft.“

Firmkranz hatte ein hartes Gesicht: „Ich kann Herrn Kohlmeis nicht unrecht geben. Er kann verlangen, daß seine Arbeiter keine Vaterlandsfeinde sind. Deutschland ist so groß, daß . . .“

Mit einem Lächeln nachsichtigsten Wohlwollens wischte Herr Brosam Firmkranz' Worte aus der Welt des Gesprochenen: „Sie verstehen das nicht. Sie sind Österreicher . . . Sie werden auch Ihre Ansicht noch ändern, wenn dieser Koloß mit den töneren Füßen stürzt. Ja also — und wegen dieses André Mütze . . . die Beziehungen sind gespannt, lieber Freund! Und da ist doch noch diese andere dumme Geschichte, daß unsere Madeleine den jungen Herrn Kohlmeis ablaufen ließ . . .“

„Sie meinen also,“ sagte Firmkranz sachlich, „wenn Sie eben jetzt die Verlobung verlaubt, so wird Herr Kohlmeis alle diese Dinge miteinander in Verbindung bringen und glauben. Sie wollten ihn ärgern, Sie trumpten ihm auf, Sie wollten ihm die Narrenlocke anhängen . . .“

„Ausgezeichnet,“ rief Herr Brosam erfreut und streckte Firmkranz beide Hände entgegen, „aufs Haar getroffen. Genau das wollte ich sagen. Sie sind scharfsinnig, lieber Freund. Und nicht wahr, Sie verstehen doch, Sie würdigen meine Gründe?“

„Ich bin kein Unnensch,“ sagte Firmkranz, indem er sich erhob, „ich weiß, Sie werden sich mit dem alten Herrn bald wieder in Friedensstand versetzen. Denn — Sie brauchen einer den anderen, und im Grunde — achtet jeder von Ihnen den Dickkopf des anderen.“

Jetzt löste sich auch Herr Brosam aus dem schlammweichen Sesselgrund. „Ich danke Ihnen, lieber Freund. Ich vergesse Ihnen nicht, wie gut Sie mich verstanden haben. Sie werden nicht lange zu warten haben. Wir kürzen dafür die Brautzeit ab.“

Mit einem besonders kräftigen Ruck seiner Weste beendete Herr Brosam die Unterredung und entließ Firmkranz, indem er ihn noch bat, den jungen Studenten hereinzuschicken, der im Nebenzimmer wartete.

Johannes Fiedler saß im blauen Zimmer, dem Raum, wo die Herren bei den kleinen Abendessen im Hause Brosam ihre Zigarre zu rauchen pflegten. Er hockte in Kandidatenhaltung auf dem Stuhl neben der Speisezimmerschrank, entfernt genug vom Heiligtum des Hausherrn, um darzutun, daß er keine Lauscherabsichten habe. Die langen Beine winkelten spitze Knie auffallend hoch, der knapp beschorene rotblonde Schädel hatte Straßlingsmagerkeit und eine gedrückte Scheu.

Es war Johannes Fiedler gar nicht wohl, denn die Wege der Gerechtigkeit sind unerfindlich, und wer einen Hund prügeln will, findet leicht ein Stück Holz.

„Gehen Sie hinein,“ sagte Firmkranz, der den verschüchterten Menschen gut leiden konnte, „er ist voll der Gnaden.“

Aber als der Student vor dem Gewaltigen stand, da schien es gar nicht so, sondern Herr Brosam sah umdüstert und gewitterschwer aus wie das Kap ohne Hoffnung. Er hatte allerlei an einem großen Wandschrank zu schieben, mit Türen auf und Türen zu und einem Hin und Wider der Schubfächer, und es war dabei zu merken, daß es ihm mit dem Suchen nicht ganz ernst war. Dazwischen aber murmelte er, und bei dem Öffnen und Schließen schien es wirklich, als wollte er jedes Stückchen seiner Rede in einer anderen Lade unterbringen. „Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen“ — schwapp! — „das heißt, eigentlich zwei Mitteilungen“ — schwapp! — „eine leider nicht sehr angenehme“ — schwapp! — „und eine, die Ihnen willkommen sein dürfte!“ — schwapp!

Plötzlich unterbrach Brosam seine Beschäftigung und kam mit zornrotem Gesicht auf den jungen Mann zu. „Das kommt davon,“ brüllte er aus nächster Nähe, „wenn die jungen Leute so leichtsinnig sind. Alle Tage in dulci jubilo, wie gewonnen, so zerronnen, und dann, wenn's nicht mehr weitergeht . . . irgendein dummer Streich, der das ganze Leben zerstört.“ Johannes Fiedler schlottete. Über seinem innersten Menschen lief eine Gänsehaut nach der anderen. Und trotz dieser Kältegefühle war seine Seele wie abgebrüht, als wäre er aus der Tuba des Weltgerichtes mit heißem Dampf angeblasen worden.

„Das ist immer die letzte Zuflucht der jungen Leute!“ Brosam sängtige seine Stimme, als er das Häufchen Hauslehrerelend vor sich sah. „Ja so —

ich habe Ihnen noch gar nicht gesagt, daß Ihr Bruder wirklich bei der Fremdenlegion ist. Fatal, was? — Ja-ja-ja-ja-ja! Was ist da zu machen?“ Die Weste bekam einen Beruhigungsdruck, und dann fuhren die Hände mit Macht in die Hosentaschen. Die Achseln zuckten empor. „Es ist leider unzweifelhaft. Meine Nachforschungen haben zu dem Ergebnis geführt, daß Ihr Bruder in Marseille angeworben worden ist. Er steckt irgendwo unten in Afrika.“

Herr Brosam trat ein wenig von Fiedler zurück, so daß der Student das runde Gesicht nicht mehr so beängstigend nahe vor sich hatte. Da tauchte ihm denn aus der Verschwindenheit der Züge dieses — dieses seltsam Gequälte auf, das verborgen in ihm war. „Es ist zwar eine Ehre, mein Herr, für Frankreich zu fechten . . . eine Ehre. Denn Frankreich pflanzt die Fahne der Zivilisation in die entlegenen Wüsten. Und die Fremdenlegionäre sind die Pioniere der Kultur, mein Herr! Jeder, der für Frankreichs Fahne fällt, kann sich glücklich schätzen . . . aber mir mitgeht. Ich dulde das nicht . . . ich will meine eigenen Feinde nicht besolden, und wenn . . .“

Die Standuhr auf dem Schreibtisch pickte zweimal. Herr Brosam unterbrach sich und warf einen Blick nach dem Zifferblatt, über das ein silberner Frauenleib hingewunden war, der angestrengt dem Kreislauf der Sekunden und dem langsamsten Abzug der Stunden zuzuschauen schien.

„Schon halb drei“, sagte Brosam und stemmte die Arme gegen die Seitenlehnen des Klubsessels, als wäre es nötig, schon jetzt Hebelkräfte anzusetzen, wenn er rechtzeitig emporgeworfen sein wolle. „Also über die Szenen ist, einen Sohn zu haben, der unter Frankreichs Fahnen kämpft.“

Mit einer jähn Wendung stand Herr Brosam plötzlich wieder dicht unter Fiedlers magerem Gesicht. „So, das war das eine. Das andere . . . na, also ich muß Ihnen sagen, daß ich mit Ihrem Unterricht zufrieden bin, sehr zufrieden. Ich habe heute mit Pierre Klassenlehrer gesprochen. Er sagt, daß es mit ihm besser geht, bedeutend besser. Und wenn Pierre so weiter bleibt, so könnten wir uns Hoffnungen aufs Aufsteigen machen. Und er wäre dafür, es jetzt ohne Hauslehrer zu versuchen.“

Die Hände waren vom Rücken schon wieder fortgenommen und in den Hosentaschen geborgen worden. Herrn Brosams ganzes Körpergewicht wippte auf Zehen und Fersen. „Ich habe mich entschlossen, dem Klassenlehrer zu folgen und Pierre selbstständig zu machen. Ich danke Ihnen, Herr Fiedler, für Ihre Bemühungen!“

Der junge Mensch begann wieder zu schlittern. Plötzlich sah er eine breite, kurze Hand in den violblauen Dünsten, die unter seinen Augen wogten. „Aber wir wollen Freunde bleiben, mein Herr! Ich bitte Sie, mir einen Gefallen zu erweisen. Sie haben mir einen großen Dienst geleistet. Ich weiß, Ihr Herz hängt daran, studieren zu können und Mediziner zu werden. Und Ihre Mutter kann die Mittel dazu nicht aufbringen. Lassen Sie mich dafür sorgen. Gehen Sie an die Universität, studieren Sie, machen Sie sich keine Sorgen. Ich weiß, Sie sind ein bescheidener und anständiger Mensch, Sie werden sich mir nicht zu schwer auf die Tasche legen. Allotria dürfen Sie keine treiben, diese deutschen Studentendummheiten . . . Sie müssen studieren . . . Was? Wie? . . . Unsinn! Gehen Sie nur. Und wenn Sie besonderen Wert darauf legen, niemandem verpflichtet zu sein, so können Sie ja immerhin das Geld, das Sie im Laufe des Studiums verbrauchen werden, als geliehen betrachten und später einmal zurückzahlen.“

„Ich bin kein Unnensch,“ sagte Firmkranz, indem er sich erhob, „ich weiß, Sie werden sich mit dem alten Herrn bald wieder in Friedensstand versetzen. Denn — Sie brauchen einer den anderen, und im Grunde — achtet jeder von Ihnen den Dickkopf des anderen.“

Jetzt löste sich auch Herr Brosam aus dem schlammweichen Sesselgrund. „Ich danke Ihnen, lieber Freund. Ich vergesse Ihnen nicht, wie gut Sie mich verstanden haben. Sie werden nicht lange zu warten haben. Wir kürzen dafür die Brautzeit ab.“

Mit einem besonders kräftigen Ruck seiner Weste beendete Herr Brosam die Unterredung und entließ Firmkranz, indem er ihn noch bat, den jungen Studenten hereinzuschicken, der im Nebenzimmer wartete.

Johannes Fiedler saß im blauen Zimmer, dem Raum, wo die Herren bei den kleinen Abendessen im Hause Brosam ihre Zigarre zu rauchen pflegten. Er hockte in Kandidatenhaltung auf dem Stuhl neben der Speisezimmerschrank, entfernt genug vom Heiligtum des Hausherrn, um darzutun, daß er keine Lauscherabsichten habe. Die langen Beine winkelten spitze Knie auffallend hoch, der knapp beschorene rotblonde Schädel hatte Straßlingsmagerkeit und eine gedrückte Scheu.

Es war Johannes Fiedler gar nicht wohl, denn die Wege der Gerechtigkeit sind unerfindlich, und wer einen Hund prügeln will, findet leicht ein Stück Holz.

„Gehen Sie hinein,“ sagte Firmkranz, der den verschüchterten Menschen gut leiden konnte, „er ist voll der Gnaden.“

Aber als der Student vor dem Gewaltigen stand, da schien es gar nicht so, sondern Herr Brosam sah umdüstert und gewitterschwer aus wie das Kap ohne Hoffnung. Er hatte allerlei an einem großen Wandschrank zu schieben, mit Türen auf und Türen zu und einem Hin und Wider der Schubfächer, und es war dabei zu merken, daß es ihm mit dem Suchen nicht ganz ernst war. Dazwischen aber murmelte er, und bei dem Öffnen und Schließen schien es wirklich, als wollte er jedes Stückchen seiner Rede in einer anderen Lade unterbringen. „Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen“ — schwapp! — „das heißt, eigentlich zwei Mitteilungen“ — schwapp! — „eine leider nicht sehr angenehme“ — schwapp! — „und eine, die Ihnen willkommen sein dürfte!“ — schwapp!

Plötzlich unterbrach Brosam seine Beschäftigung und kam mit zornrotem Gesicht auf den jungen Mann zu. „Das kommt davon,“ brüllte er aus nächster Nähe, „wenn die jungen Leute so leichtsinnig sind. Alle Tage in dulci jubilo, wie gewonnen, so zerronnen, und dann, wenn's nicht mehr weitergeht . . . irgendein dummer Streich, der das ganze Leben zerstört.“ Johannes Fiedler schlottete. Über seinem innersten Menschen lief eine Gänsehaut nach der anderen. Und trotz dieser Kältegefühle war seine Seele wie abgebrüht, als wäre er aus der Tuba des Weltgerichtes mit heißem Dampf angeblasen worden.

„Das ist immer die letzte Zuflucht der jungen Leute!“ Brosam sängtige seine Stimme, als er das Häufchen Hauslehrerelend vor sich sah. „Ja so —

ich habe Ihnen noch gar nicht gesagt, daß Ihr Bruder wirklich bei der Fremdenlegion ist. Fatal, was? — Ja-ja-ja-ja-ja! Was ist da zu machen?“ Die Weste bekam einen Beruhigungsdruck, und dann fuhren die Hände mit Macht in die Hosentaschen. Die Achseln zuckten empor. „Es ist leider unzweifelhaft. Meine Nachforschungen haben zu dem Ergebnis geführt, daß Ihr Bruder in Marseille angeworben worden ist. Er steckt irgendwo unten in Afrika.“

Herr Brosam trat ein wenig von Fiedler zurück, so daß der Student das runde Gesicht nicht mehr so beängstigend nahe vor sich hatte. Da tauchte ihm denn aus der Verschwindenheit der Züge dieses — dieses seltsam Gequälte auf, das verborgen in ihm war. „Es ist zwar eine Ehre, mein Herr, für Frankreich zu fechten . . . eine Ehre. Denn Frankreich pflanzt die Fahne der Zivilisation in die entlegenen Wüsten. Und die Fremdenlegionäre sind die Pioniere der Kultur, mein Herr! Jeder, der für Frankreichs Fahne fällt, kann sich glücklich schätzen . . . aber mir mitgeht. Ich dulde das nicht . . . ich will meine eigenen Feinde nicht besolden, und wenn . . .“

Jetzt fiel ihr plötzlich ein, daß sie allein bleiben würde, wenn Johannes nach Leipzig ging, und in ihrem Blick stand ein kleiner Schrecken.

Aber Johannes meinte, es sei gewiß, daß sich Fräulein Marianne ihrer annehmen werde. Und froh darüber, einen Vorwand zu haben, zu dem Mädchen zu gehen, rief er, man könnte sie ja gleich fragen, nahm seinen Hut und lief hinaus.

Es war so, daß sie miteinander ein einstöckiges Hofgebäude bewohnten, das noch aus den minder lauten Zeiten Mülhausens stammte. Jetzt hatte man dem hübschen Giebelhäuschen, das in einem Garten für sich allein gestanden hatte, ein wüstes, lärmendes Vorderhaus vorgesetzt, in dem den ganzen Tag über Türen knallten und ausgelassene Kinder jede Art von Ohrfeigkeiten veranstalteten.

Im Erdgeschoss schneiderte Frau Fiedler für ihre wenigen Kunden. Über ihnen wohnte Herr Göbel, ein uralter Pensionist, mit seiner Enkelin. Das hübschste Zimmer, das gegen die Gärten der anstoßenden Häuser sah und noch vom Lärm am meisten verschont war, hatte der Ingenieur Firmkranz inne.

Johannes lief die hölzerne Stufen hinauf, aber er fand nur den alten Herrn daheim. Das eingegangene Männchen saß am Fenster, las in einem großen Buch und fuchtelte nach den Fliegen, die in der Dampfheit der Stube noch in den Herbst hinein lebten.

Das alles war wie aus alten Zeiten: der gebückte Mann über dem hauspostillhaften Wälzer, das Fliegensummen, die Schattenrisse an den Wänden, und es schien, als hätte man hier eine Stück Vergangenheit künstlich erhalten und gewaltsam in die neue Zeit hineingestellt.

Marie Antoinette war nicht da . . . irgendwo, Johannes verstand nicht, was die zahnlosen Kiefern des Alten murmelten, und kein Puls schlug durch diese stückige Welt.

Was sollte die heute plötzlich von einem Druck befreite Jugend, die zum erstenmal das Glück fühlte, närrisch gegen die Welt branden zu dürfen, mit diesem armseligen Stümpfchen Leben? Johannes war heute ganz ohne Ehrfurcht und bedachte nicht, daß auch dieses Stümpfchen einmal eine lebende Fackel gewesen war, Blut und Feuer, im Kugelregen von Gravelotte, als es in einer aller Schwere entrückten Stunde gelang, eine feindliche Fahne zu erobern und das Eiserne Kreuz zu verdienen.

Er fühlte nur, Marianne war nicht da, die Luft war dumpf, am Fenster saß ein verbrauchter Mensch, der mit feindseliger Verdrossenheit seine Anwesenheit übersah. Er war ungerecht, murmelte: „Alter E - hrenmann!“ und polterte wieder die Stiegen hinunter, zum Haus hinaus und auf die Straßen, die heute alle viel breiter waren als sonst und den raschen Fußgängern vorwärts zu schleudern schienen; wie die Rollbahnen waren sie, die zur Bewegung des Gehenden noch ihre eigene Schnelligkeit hinzufügten.

Herr Göbel aber las in seiner Haupstille weiter, die war ein umfangreiches illustriertes Werk über den großen Krieg von 1870, er las, freute sich an den schon hundertmal gesehenen Bildern und schlug bisweilen nach den matten Fliegen, die klebrig über seine Hände krochen.

Als Firmkranz abends nach Hause kam, lief er im Raum zwischen Vorder- und Hinterhaus auf Fräulein Marianne Göbel, die vor ihm ging. Er war gestern nacht erst spät von der Bahn gekommen, heute morgen nach ihr vom Haus gegangen, und so traf er sie jetzt seit seiner Rückkehr von Leipzig zum erstenmal. Sie müsse nachher zu ihm kommen, er habe ihr etwas mitgebracht, aber sie kriege es nur, wenn sie brav sei und es selber hole.

Dann blieb er stehen, sog einen seltsamen Geruch ein, der von ihr ausging, und sagte: „Ich weiß nicht, Fräulein Marianne, Sie riechen . . . riechen . . . nach . . . Spital.“

„Richtig!“ sagte Marianne, indem sie ihn ernsthaft ansah, „ich komme von dort.“

Ob sie krank sei, fragte er mit liebenswürdiger Besorgnis.

Nein, aber sie habe sich entschlossen, einen Pflegerinnenkurs zu hören. Der Sanitätsrat sei der Meinung, daß sie eine tüchtige Schwester abgeben könnte.

Aber sie sei doch als Lehrerin geprüft, warf Firmkranz ein.

Marianne zögerte vor dem Stiegeaufgang. Ein Öllämpchen rieselte dünnes Licht auf die ersten Stufen herab. Sie zog ihre Handschuhe aus. „Ja, freilich . . . Lehrerin bin ich. Aber es ist zweierlei, geprüft zu sein und eine Stellung zu bekommen. Man muß schon einen freundlichen Fürsprecher haben, wenn man etwas erreichen will. Die Herren von der Stadt seien schon darauf, daß alle Posten an ihre Schützlinge verteilt werden.“

„Und es drängt Sie zur Tätigkeit?“ fragte Firmkranz mit dem ganz leisen Spott, den er für alle Arten von beflißten Frauenzimmern hatte.

Sie merkte es und fertigte ihn unfreundlich ab: „Gewiß — ich will kein Drophondasein führen!“ Damit ging sie die Treppe hinauf und überließ es dem jungen Mann, ihr zu folgen.

Nach einer Weile hörte er, in seinem Zimmer mit der Ordnung seines Rasierzeugs beschäftigt, wie der Alte nebenan die Stimme erhob.

Die Autritte, die immer mit einer solchen Stimmerhebung begannen und sich oft bis zum Gekreisch steigerten, hatten immer dieselbe Ursache. Der Alte glaubte, sich über Vernachlässigung und Vereinsamung beklagen zu dürfen. Mit greisenhaftem Eigensinn beanspruchte er das Leben seiner Enkelin für sich. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte er am liebsten alle Blütenzweige und Ranken der Jugend eintrocknen sehen, das ganze Wesen eindorren und sich verkümmernd einkrümmen wie jenes unglückselige Pflanzengeschöpf, das man Rose von Jericho nennt. Wenn dann seine guten Zeiten kamen, hätte er sie gerne mit Freundlichkeit begießen mögen, daß sie sich für ihn entfalte und an der Armlehne seines Stuhles blühe.

Nur daß Marie Antoinette nichts von einer Rose von Jericho an sich hatte, die nach Wunsch einschrumpft und dann wieder in einem Glase Wasser ihre Ärmlein ausstreckt, sondern ein gesundes und gerades Gewächs war mit seinem eigenen Verlangen nach Licht und Luft. Sie ließ sich um ihren starken Drang nach Beschäftigung nicht betören und wußte ihren Willen letzten Endes immer durchzusetzen, der Alte mochte zetern, wie er wollte. Ohne auf irgendein Dogma der Frauenrechtlinnen eingeschworen zu sein, verlangte sie von ihrer Zeit nichts als freie Bahn. Ja, sie hielt sich im Grunde diesen Frauenzimmern für überlegen, eine Generation vor ihnen voraus, und nichts war ihr so widerwärtig wie die besessenen Horden, die in England als Wahlweiber Bilder zerschnitten, Brände stifteten und auf den Straßen heulten.

Wenn sie sich nicht aus dem Kreis der Tätigen ausschließen lassen wollte, so war es ihr nicht darum zu tun, irgendeinen Beweis zu führen: für die Gleichwertigkeit der Frau mit dem Mann, für die Möglichkeit des Ersatzes der Männerarbeit durch Frauenarbeit oder ähnliche Thesen der aufstrebenden Weiblichkeit. Es handelte sich ihr um die Leistung an sich, und die Leistung war ihr einfach ein Ausfluß ihres Daseins, notwendig wie eine andere organische Betätigung ihres Körpers und doch wieder in einem tausendfachen höheren Sinne in Bezug auf einen geheimnisvollen Grund der Welt. Die Leistung war ihr einfach die Rechtfertigung des Lebens.

Franz Firmkranz hörte, daß die Stimme des Alten immer schärfer wurde, und es trieb ihn an, hinüberzugehen und den beginnenden Zank durch seine Anwesenheit abzulenken. Es kam ihm vor, als wäre er dies dem Mädchen schuldig, heute, nach seiner Bemerkung unten am Treppenende.

Der alte Herr war im besten Zug. So ein Unsin, sich als Krankenpfleger ausbilden lassen zu wollen, ob sie dies nötig hätte . . . und ob sie auch wüßte, daß sie da nicht nur Frauen zu pflegen hätte, sondern auch den Männer allerlei Dienste erweisen müßte, die ein junges Mädchen in die peinlichste Verlegenheit bringen könnten. Abgesehen von dem Schmutz, dem Gestank und der Gefahr der Ansteckung, die selbst für ihn noch vorhanden sei!



Prinzessin Marie Auguste von Anhalt, Tochter des Prinzen Eduard von Anhalt und der Prinzessin Luise, Prinzessin von Sachsen-Altenburg. (Agl. Hofphot. Julius Müller, Dessau.)



Prinz Joachim von Preußen. Er bekleidet in der Armee den Rang eines Rittmeisters und wurde bestimmt auf dem östlichen Kriegsschauplatz, wo er als Ordinanzoffizier tätig war, verwundet. (Agl. Hofphot. Ernst Sandau, Berlin.)

Zur Verlobung des jüngsten Kaisersohnes am 13. Oktober.

Die Züchtung von Fettzäpfen, eine neue Kriegsaufgabe.

Von Professor Dr. P. Lindner, Berlin.

Seit Monaten steht die „Eiweißhefe“ im Mittelpunkt des wissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Interesses. Sie liefert uns in kürzester Zeit große Mengen Eiweiß aus Ammoniumsalzen und Zucker. Neben sie soll nunmehr auch die „Fettzäpfen“ treten und den Fettmangel nach Möglichkeit abbauen. Während die erste bereits im Anfang der industriellen Bewertung steht, sind für die letztere noch erst die wissenschaftlichen Grundlagen ausgearbeitet worden, auf denen eine Züchtung im großen angestrebt werden kann. Beide Aufgaben sind vom Institut für Gärungsgewerbe in Berlin energisch in Angriff genommen worden auf besondere Anregung seines wissenschaftlichen Leiters, Geheimrat Prof. Dr. Delbrück.

Als an den Verfasser dieser Zeilen in diesem Frühjahr die Kläfforderung, nach einer „Fettzäpfen“ zu jüchen, erging, tomte er bereits auf die Erforschung einer Art himbeeren, die er seit dem Jahre 1901 als *Torula pulcherrima* in seiner Kultursammlung führt, und der er diesen Namen gegeben hat wegen des geradezu prächtigen Aussehens ihrer mit Fett, bzw. Öltugeln gefüllten Zellen. Bei neuertlichen Züchtungsversuchen stellt sich aber eine gewisse Müdigkeit in der Zettbildung heraus, die auf die etwa 15 Jahre lang fortgeführte Ernährung unter stets gleichbleibenden Bedingungen — auf Würzeagar und im Kältekrant — zurückzuführen sein dürfte. Die Art war auf mäischigen Blaumen und Weinbeeren sowie im Madengange eines Apfels wiederholt beobachtet worden, also an Stellen, an denen süße Fruchtsäfte auftraten. Aus der Lebensgeschichte dieser Zäpfen ist der Umstand bemerkenswert, daß die Bildung der großen fetthaltigen Zellen erst vor sich geht, wenn die Nahrung bereits ziemlich aufgebraucht und die Vermehrung zum Stillstand gekommen ist. Während der Vermehrung beobachtet man

immer nur Zellen, die etwa $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ der Größe der reifen Zellen haben und von Zeit nichts erkennen lassen. Da auf den natürlichen Standorten, also mäischigen Weinbeeren und dergleichen, in dem austretenden Saft immer neue Nahrung zufüchtet, begegnet man hier eigentlich immer nur der kleinzeligen, fettfreien, unscheinbaren Generation der *Torula*. Bringt man etwas Beerenjärt mit dieser Hefe zwischen Deckglas und Objektträger und hindert durch einen Basellimrand den Zutritt der Luft, dann beobachten wir zwar auch einen baldigen Stillstand der Vermehrung, aber eine Zettbildung bleibt aus. Zur Zettbildung ist also reichlicher Sauerstoffzutritt Voraussetzung.

Wenn wir eine geringe Zellenzahl des Pilzes in kleinen Tröpfchen einer Nährösung, die mittels einer Zeichenfeder auf ein Deckgläschchen aufgetragen und vor Entrohrung bewahrt werden, zur Ausaat bringen, dann sind die Bedingungen für die Bildung fetthaltiger Zellen erfüllt.

Statt die Nährösung in Tröpfchenform — in sogenannter Tröpfchenkultur — auf das Deckgläschchen aufzutragen, kann man sie auch in ganz dünner Schicht auf demselben ausbreiten. In den dünnen Lamellen, die an dem Deckglas, das vorher besonders entfettet war, festhaftet — sogenannte Abhängenkultur — bilden sich kreisförmige Kolonien, die sehr bald an Nahrung, aber nicht an Fett Mangel haben. Auch in ihnen kommen sehr bald prächtige Zettzellen auf. Ähnliches gilt für Kulturen des Pilzes auf festen Nährböden, z. B. Würzeagar, bei denen durch Beimpfung der ganzen Oberfläche eine schnelle Erhöhung des Nährbodens herbeigeführt wird, ohne daß Luftmangel besteht. So lehrreich auch diese Erfahrungen mit der *Torula pulcherrima* waren, so enttäuscht war doch ihre geringe Vermehrungskraft, und daher wurde nach anderen Zett-



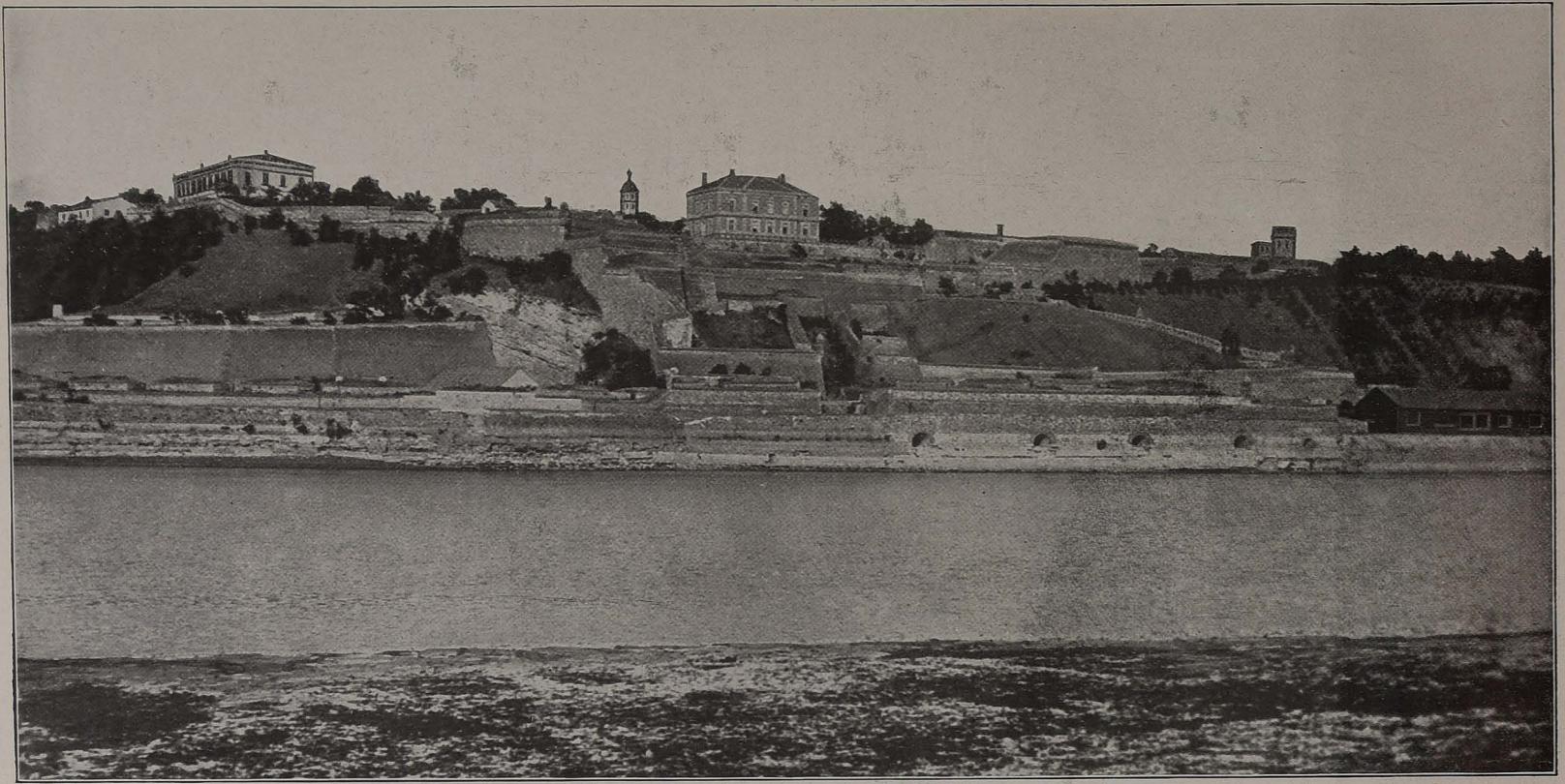
Prinz Eitel Friedrich von Preußen beim Verhör eines russischen Gefangenen. Rechts: Ein österreichisch-ungarischer Offizier als Dolmetscher. (Hofphot. G. Berger.)

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Bringt man unsere gewöhnlich wichtigen Hefen, die Brauerei- oder Brennereihefen, unter gleiche Bedingungen, dann bilden sie auch etwas Zett, aber die Menge ist zu gering und die Zeitdauer zu lang. Sie sind eben keine „Fettzäpfen“, auch gehen sie zu verschwenderisch mit dem dargebotenen Zucker um, indem sie ihn zum größten Teil in



Zus den Lagen der Kämpfe um Warschau. Ein deutscher General beobachtet von einem Beobachtungspunkt aus die umliegenden Stellungen an der Bzura. Nach einer Zeichnung für die Zeitung „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem östlichen Kriegsschauplatz zugedachten Kriegsmaler Josef Conrigo.



Zur Eroberung der serbischen Stadt und Festung Belgrad durch die Truppen der verbündeten Mittelmächte am 8. und 9. Oktober 1915: Blick auf die Befestigungsanlagen von Belgrad.

Altholz und Kohlensäure zerlegen. Ein nicht gärender, schnell wachsender und viel Fett liefernder Pilz wäre da schon vorzuziehen.

Der Zufall wollte es, daß gerade Anfang April dieses Jahres, als die Fettfrage dringend wurde, dem Verfasser von einem seiner früheren Schülern, dem Diplom-Brauerei-Ingenieur Schrettmüller, vor der Ostfront ein Stückchen Papier mit der am getroffenen Vegetation des sogenannten Milchstuhles von einem Baumstumpf zugesandt wurde. Den Vegetationen von Baumstümpfen hatte der Verfasser seit Jahren schon ein besonderes Interesse entgegengebracht, weil in ihnen die Spinnformen der Hefepilze, die Endomyces-Arten, besonders vertreten sind. Zumeist waren jedoch gärende Baumstümpfe von Eichen, Ahorn, den sogenannten „hierbraudenden Bäumen“, die dem stattlichen Endomyces Magaußii enthielten, zur Untersuchung gekommen. In dem Milchstuhl der Bäume kommt dagegen der Endomyces vernalis vor.

Die eingefärbte Probe ließ bei der mikroskopischen Untersuchung fast nur befanähnliche Zellen erkennen, die aber nicht einheitlicher Art zu sein schienen. Mit Fett waren sie nicht auffällig versehen, so daß der Verfasser durch dieses mikroskopische Bild allein niemals auf den Gedanken gekommen wäre, einer wertvollen Fettspur entdeckt zu haben. Auch hoffte Professor Dr. Ludwig-Greifz, der die Erstbeschreibung des Milchstuhles der Waldähnchen schon 1881 beschrieben und dem Hauptbestandteil der betreffenden Vegetation, dem Endomyces vernalis, den Namen gegeben hat, erwähnt nichts von einer auffallenden Fettbildung.

Im Frühjahr, wenn die frischen Baumstümpfe den Saft treiben, ist es noch zu falt für eine üppige Fettbildung in den Zellen, und dann markt auch die aus dem Winterchlaf erwachte Insektenwelt nicht erst diesen Zeitpunkt ab, sondern stürzt sich heftig auf die jungen, noch fettfreien Zellen, die in dem Baumstumpf eben entstanden. Die weißen oder bei Gegenwart noch anderer Organismen schmuckig-weiß, röthlich und braunlich sich verfärbenden Pilzmasse, die wie eine Kappe den Stumpf überziehen, verschwinden mit dem Aufhören des Saftstroms rasch und schnell, und statt ihrer findet man die Insektenlarven oder gar noch die eben abgelegten Eier.

Die kräftige Fettbildung des Endomyces stellt sich erst bei wiederholter Betrachtung der mit



R. u. f. General der Infanterie Hermann v. Kövész, der Eroberer Belgrads.

Nach einer Zeichnung von Professor Arnold Böcklin. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg.



Vom Balkankriegschauplatz: Appell einer deutschen Maschinengewehrabteilung.

Berührung mit dem Finger nicht haftet, weil es zu fettig ist. Hat man ein weitausfäßiges Mulltuch von vornherein in das Bett getaucht, dann kann man mit einemmal die ganze Ernte abheben. Die Ernten sind schon bei der primitiven Arbeitsweise, die zunächst eingeschlagen werden mußte, derartig, daß eine mühsame Bewertung durchaus angezeigt ist. Die zum Trocknen gebrachten Pilzarten stellen einen gelblichen Staubchen dar, der etwa 18 Prozent Fett, 31 Prozent Rohprotein und 43 Prozent Kohlehydrate enthält. Im Pflanzenbutter hat man sich schon gewöhnt; die Pflanzenfahne wird sich auch noch einbürgern oder das aus der Pilzmasse gewonnene Öl, das frischem Olivenöl durchaus ähnlich ist und auch eine gute Kernfalte liefert. Zum Schlüsse noch bemerkt, daß der Milchstuhlpilz noch einige andere Konkurrenten erhalten hat, die noch größere Fettausbeute versprechen, doch kann über diese jetzt noch nichts Näheres mitgeteilt werden.

Die Trennung des Endomyces von den Begleiterorganismen war noch notwendig, um zur Reintultur dieses Pilzes zu gelangen und die ersten einleitenden Züchtungsversuche zu machen sowie sein Gärvermögen festzustellen. Bierwürze wird durch ihn nicht veroren, sondern nur absummiert bis auf die durch die Almung entstehenden Berlusse. Keine der bekannten Züchterarten wird durch ihn veroren. Diese Tatsache ist ökonomisch wichtig. Die verbrauchten Völker haben einen etwas müden, die darauf entstandene Pilzdecke einen an Sahne erinnernden Geschmack. Zwischen den Zimtern zerrieben, fühlt sich die Masse der leichten fettig an.

Wichtig ist noch die Feststellung, daß der Pilz in rein mineralischer Nährösung mit irgend einem Zucker oder Melasse gut gedeiht, und daß er bei Temperaturen von etwa 40 Grad sein Plasma selbst verdaut und dabei Abbauprodukte liefert, die der neuen Zucht wieder als Stoffmaterial dargeboten werden können. Dieser Umstand gestattet ein sparsames Arbeiten mit dem Stoffloß. Der verbrauchte Zucker dagegen muß immer wieder ersetzt werden, denn er ist zu Fett umgewandelt und mit der Pilzente entfernt worden.

Das Laboratorium, in dem die ersten Versuche gemacht wurden, glich anfänglich einer Glaserwerkstatt, in der Fenster ausgebessert werden sollen, denn die großen Fenster des Instituts mußten als schwere Bottiche gehalten. Später wurden sie erneut durch lange Wachstücher, die an den Rändern und in den Löchern hochgeklempt waren. Schließlich saß es aus wie in einer Kuchenbäckerei, als alle verflüchtigen Teig mit einer Art Kuchenblech belegt wurden.

Nach etwa drei Tagen ist die dünne Schicht der Nährösung mit einem dicken Vlies bedeckt, das beider-

Tempel gekrönt, dessen Dach und Säulen sich freundlich am blauen Himmel malen. Von hier aus könnte man ringsum der Berge vielgeformte Massen bewundern, die weiße Landschaft in die schmalen Täler sich hineinwinden sehen und den Sturz des blauen Flüsschens verfolgen.

Aber Tal und Berg sind leer, und der niedliche Tempel steht einjam. Kein Rauch steigt aus den Häusern des Dorfes unten; eine einzaine Raute hüpft scheu über die Straße, sonst ist alles leer und still — es ist Krieg.

Plötzlich ein Donnerclag — von weiterher ertögt eine Riesenfaust ins Tal, ein rollendes Echo schüttet die Luft, Rauch und Staub wirbelt auf, Stein und Eisen prasselnd nieder — dann ist wieder still. Nur die Vögel singen weiter — sie haben sich längst an diese neue Stimme der Natur gewöhnt, die schreit sie nicht mehr. Aber die Menschen lanschen auf — die Menschen, die irgendwo versteckt liegen, hinter Felsstücken verborgen, im Wald verborgen, in der Erde vergraben, irgendwo auf den Höhen oder im Tal. Sie laufen, wann kommt der nächste Schlag — in dieser Minute — in der nächsten, in einer Stunde — und zu wem kommt er, zu mir — zu meinen Nachbarn — oder zum Feinde?

Monatelang lag man sich hier schon gegenüber, und die flüchtig hergestellten Werke wurden im Laufe der Zeit ausgebaut. Tiefe, schmale Gräben führen die ganze Linie entlang, unterirdische Wohnräume wurden in den Berg getrieben, Felslöcher ins harte Gestein gesprengt. Und vor den Linien, meist im Große verborgen, ein breites Gewirr niedrig gezogener Stacheldrähte, das von Maschinengewehren bestreichen werden kann und jede Annäherung unmöglich macht. Stachelsilbe, Sandräte, Drahtgewirr hüben wie drüben.



Minenleger auf dem Gardasee. (Phot. A. Eit.)



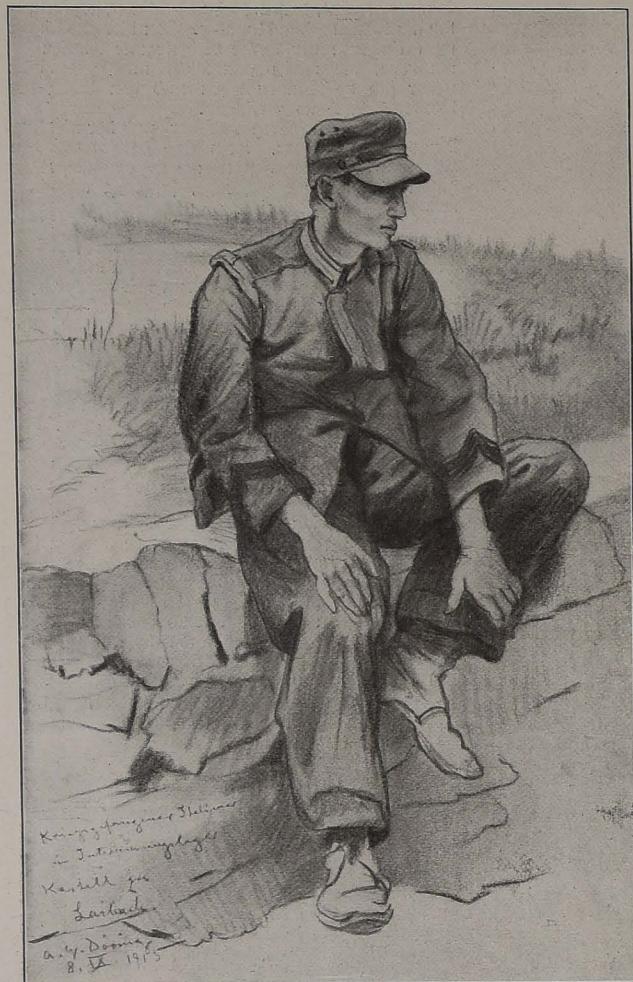
Im vordersten Schützengraben am Isonzo. (Phot. Franti.)

Der Krieg mit Italien.

Am hellen Tage kreisen Riesenvögel oben im Blau, scharfe Augen suchen die verdeckten Hindernisse zu erspähen, und Granate auf Granate bohrt sich in den Berg, um das Erpäthe mit furchtbarem Gewalt zu vernichten. Wo der Berg fahl ist, reißen sie Löch neben Löch in die Wiedendene, und wo sie den Wald treffen, werden die Bäume gestürzt, geknickt und zerplattet. Zerstüngelte Äste, wölfe Stumpfe, zerfetzte und zerhauene Stämme, höhngestürzte Steinmauern und ins Leere greifende Bäume — der Wald ist tot. Aber die Linie im toten Walde lebt weiter; was der Tag zerstört, baut die Nacht wieder auf.

Nacht ist hier Tag. Aus den Gräben schieben sich die Schlepposten vor, um den Feind zu beobachten, neue Anlagen zu unterjuchen, schwache Stellen aufzuhören und, vor allem, ein unbemerktes Heranmarschieren zu vereiteln.

Mitunter kommt eine Helle auf. Ein jähres, tiefes, unheimig zähflüssiges, weißes Licht, bläsigartig erbläsigt und verlöschend. Das ist die deutsche Rache, graulich und plötzlich zerrückt sie die Stadt, sie hat etwas Herziges an sich; unheimlich hart zeichnet sich alles in ihrer blendenden Helle. Oder ein Funkenentzündet sichtet hoch, der oben zu einem rotgelben Lichtschein explodiert. Der taumelt wie ein trauriger Mond über den Bergen, wiegt sich eine Weile im Nachtwind und läßt sich endlich langsam und müde sinken. Das ist das feindliche Licht, dessen Körper von einem Seidenhemd getragen wird. Wenn es aufflammmt, drückt sich unter die Schattenreihe eng an den Straßenrand. Was von seinem Schein beleuchtet wird, steht unbeweglich und grau wie die Steine und Bäume. Auch der Schlepposten vorn liegt als grauer Fleck im Gelände; wer will ihn unterscheiden von Stein oder Strand, deren manigfachen Schattengebilden er völlig gleicht?



Ein Kriegsgefangener Italiener.

Wie tief die Nacht im Tal ist! Da leuchtet kein freudlicher Schimmer, vom hellen Stübchen traulich grüßend, ins Dunkel; sorgfältig verbirgt sich das geschäftige Leben auf der Talstraße. Wenn der Morgen dämmert, muß alles wieder leer und tot sein.

Lang, lange Zeit liegen sich die Linien hier schon gegenüber, furchtbar bestigt, und wer gegen den Feind anrennen wollte, rennt gegen den Tod. Mindestens drei bis viermal so stark müßte er sein wie der Gegner, sonst wäre die Mühle umsonst, würde der Angriff im Blut erstickt.

Wir können warten. Wenn wir den Feind nur aufhalten, können unsere Brüder davor in der weiten Ebene ungefährten Männer und siegen, und ihr Sieg ist unser Sieg. Wir können warten.

Aber der Feind darf nicht seine Freunde verbüßen lassen; er wird ihnen helfen wollen, Lust schaffen wollen, er muß angreifen, um unsere Linie zu durchbrechen.

Und er greift an!

Krieger hatten es gemeldet, daß sich lange Kolonnen Verstärkungen näherten, daß hinter der feindlichen Linie etwas vorgehe. Gerade jetzt, wo dritten unsere Brüder ihren Siegeszug fortsetzen, wo alles davon abhängt, daß sie ungefähr weitermarchieren dürfen mit ihrer ganzen Kraft! Sollen sie jetzt ihren Gegner fahren lassen, um uns beizupringen zu müssen? Wir werden es halten.

Der Angriff beginnt.

Da, wo unsere Linie auf halber Höhe am Berg entlang läuft, steht er ein. Der Feind hat alles sorgfältig vorbereitet, Riegeschütze, Schnellfeuerkanonen, schwere Minenwerfer stehen bereit. Und plötzlich, am frühen Morgen bricht die Hölle los. Ein Riese ist aufgesprungen und fällt mit ehrner Reule auf den Berg los, donnend und dröhnen, Schlag auf Schlag. Und wo sein Eisen niedersaust, sprüht eine Flamme, wirbelt Stein und Eisen, birst und bricht die Erde, schießen Rauch- und Staubwolken hoch. Der Berg zittert und stöhnt, scheint zu wanken und zu stürzen. Dichter und wilder laufen die wilden Schläge, eine undurchdringliche Schwarzgrau, wischende Rauchwolke legt sich wie ein schwerer Kranz über seine schrecklichen Wunden; das Donnern, Prasseln, Brüllen, Krachen rollt wie ein einziges ungeheures Brüllen durchs Gebirge.

Stundenlang, ununterbrochen, heult und zischt und dröhnt die Hölle. Keuchend unter der furchtbaren Erfüllung liegt der Berg; mit angehaltenem Atem laucht die Natur dem Wüten der entfießlichen Gewalten, gegen die ihr ein im Gewitterturm niederzuhender Blitz wie ein mitteldiges Spiel erscheint.

Stundenlang, ununterbrochen, Strahlend spielt die Sonne auf den dicken Rauchwolken, die sich träge über Schweiß und Blut hinwälzen. In der Mittags Höhe steht sie, und unermüdlich, unverstößlich, unbarmerherrlich prasseln noch immer die Granaten nieder.



Kriegsgefangene Italiener im Internierungslager zu Laibach.

Ist es möglich, daß noch ein lebendes Wesen atmet in diesem Strich des Todes? In den festen, gedekten Unterständen liegen die Verteidiger. Diese Baumstämme, Eisenhünen, Wellblech und meterhohe Lagen Stein und Erde bilden ein festes Dach, kein Feldgeschütz vermag es zu durchschlagen. Über heut schlägt der Riese mit gewaltfauleren Gehäusen; schwere Festungsgeschütze schülen aus sicherer Weite ihre ungeheuren Säulen; den Abschluß vernag man nicht zu hören, aber mit gurgelndem Röhren steigt es heran, bohrt sich mit unwiderstehlicher Wut durch die Erd- und Steinmassen, ein trüllender Donnerschlag, und die berstende Hölle schleudert Baumstämme und Erdmassen in die Höhe, surrende Eisenstangen gerreißen, was sie treffen, poltern, stürzt das schwere Gefüge zusammen und begräbt, was unter ihm Schuh trug.

Stundenlang, ununterbrochen. Es gibt keinen Schuh vor diesem Teufel, keine Flucht vor dem Tode. Nur aushalten und warten, bis

auch in deine Gedung der Tod springt! Rechts und links ist er hineingepreßt, jetzt kommt er zu dir — nein, wieder nicht — aber jetzt — oder jetzt — oder jetzt!

Die Nerven zucken, die Lippen sind trocken, die Augen starren geradeaus, und man wartet — wartet — wartet auf dies entsetzliche: Jetzt!

Stundenlang — ununterbrochen —

Plötzlich ist Stille. Totenstille.

Es dauert eine Weile, bis man begreift, daß in Wahrheit Stille ist, daß dies Bersten, Krachen, Pläzen nicht mehr die Luft zerreißt.

Stille!

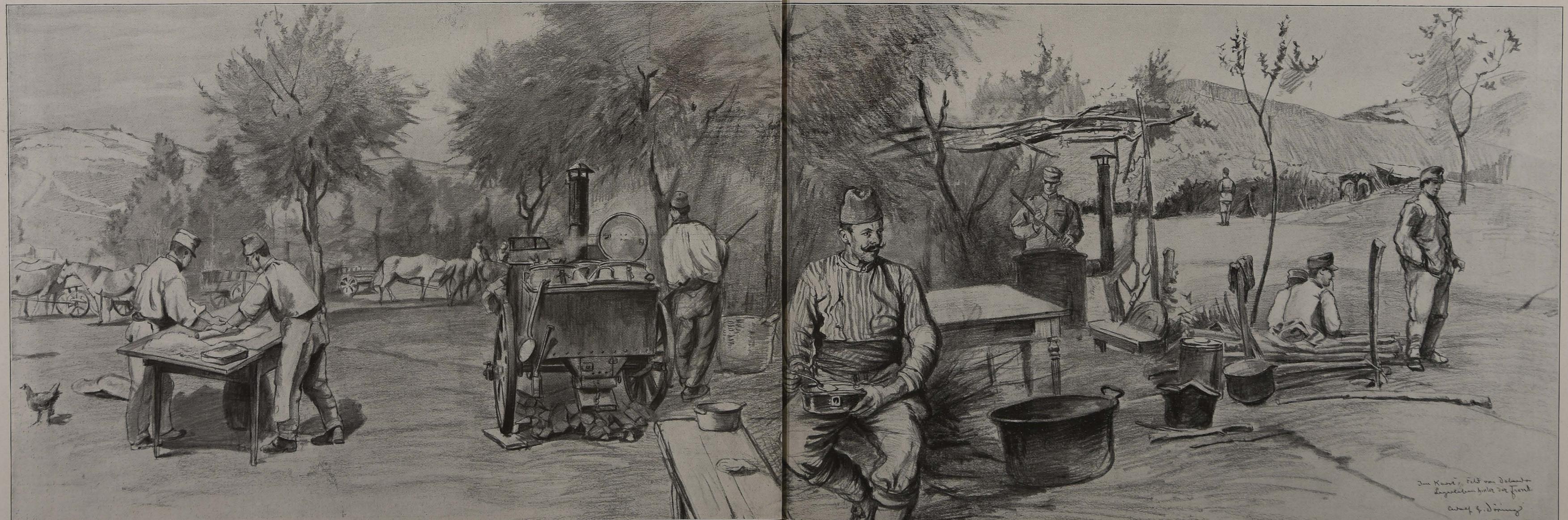
Und dann begreift man: jetzt kommt es! Jetzt an die Schiechthäuten, was noch lebt, um die Trümmer zu verteilen — der Sturm beginnt.

Drei, vierhundert Meter über uns, aus der Waldecke, springen schwarze Gestalten auf und stürmen bergab.

Ah — die Waldecke, dieselbe, in die unsere eigene Artillerie heute ihre schweren Granaten schüte! — Die wadre, sie wußte, warum! Plötzlich platzen Granaten über den Stürmenden; sie stürzen, einzelne taumeln, wenden sich, fließen zurück. Gemehrlich knattern, nur wenige erreichen wieder den schützenden Wald. — Hurra, der Angriff ist abgeschlagen! Ein paar Minuten sieht man, noch wie betäubt — da brechen von neuem schwarze Gestalten aus der Waldecke vor — nicht einzelne mehr, dichte Schwärme, immer mehr, und links aus den braunen Strichen, überall wimmelt es wie ein Heer von Ameisen — sie kommen! Jetzt schießen, schießen! Und plötzlich ist die Luft wieder voll Heulen, Pfauen, gurgelndem Zischen, über und zwischen den wimmelnden, krüppelnden, abwärts stolzenden Massen bricht und birst und splittert es, Staub und Rauch, auseinanderpritsende Stein- und Erdmassen. — Wie sie stürzen — Ganze Körper werden in die Luft gesleudert, einzelne Reihen blitzartig zu Boden geschmettert, andere taumeln nach rechts und links. — Nun noch strömt es aus der Waldecke, kriecht es aus den Gräben, immer neue Scharen; unerschöpflich fließt der schwarze Strom bergab. —



Ein bosniakischer Wachposten am Isonzo.



Der Krieg mit Italien: Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten. Nach Zeichnungen des auf dem italienischen Kriegsschauplatz entstandenen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Adolf G. Döring.



Die Türkei im Weltkrieg. Belagerung englischer Transportschiffe und Lager bei Gedul-Bahr am europäischen Ufer der Dardanellen durch türkische an der anatolischen Küste aufgestellte Batterien. Nach einer Zeichnung des auf den türkischen Kriegshandlungen entstandenen Sondergebers der Leipziger „Militärischen Zeitung“ Georg Lebrecht.

Die Schießscharten beugen den Blick, man springt auf die Deckungen. „Rubig — rubig,“ sagt jemand, „immer ranommen lassen!“ Man schießt langsamer, sicherer, da hört man durch den Lärm auch das Maschinengewehrtatzen wie einen unermüdlichen, rassenden kleinen Hammer — er hämmert — und hämmert — und hämmert. Und hämmert die feuchten, abwärts hastenden Ameisen zu Boden. Sie stottern, sieben einen Augenblick ratlos — und der Strom wendet sich zur Seite, dümmer schon, verschwindet in einer Schlucht, scheint sich dort zu stauen und fließt nun jenseits wieder bergab, links von uns.

„Jetzt halte ich ihn auf, Kameraden!“

Und man lauscht nach links — jetzt muß dort der kleine Hammer einsetzen. — Noch immer nicht? Er schwiegt, einzelne Schüsse fallen, aber das Hämmern, das Hämmern schwiegt noch immer. Doch das tödliche Gersten und Grasen in der Luft ist dem Strom gefolgt, reißt ihn auseinander, immer dünner wird er, die Flut versickert am Boden, nur einzelne Rinnale erreichen die Linie. Wenn jetzt nur das Maschinengewehr — aber das liegt zerstört in der zerstörten Deckung, der Graben liegt verschüttet, der schützende Drahtverbau ist von Granaten zerstört, der Weg ist offen. Nur wenige der Verteidiger vermögen sich zu erheben, um die Ansturmenden abzuwehren, und hier und da, an einzelnen Stellen, dringen die erhöhten Reiter des großen Stroms in die zerstörte Linie.

Wenn sie jetzt noch Kraft hätten, zahlreich genug wären, nicht selbst zu Tode abgehetzt, zerstückt, erschüttert, gebrochen wären — wenn sie jetzt noch durchstoßen könnten, rechts und links die zerstörte Linie aufrollen könnten, vielleicht würde es ein Erfolg. So aber ist ihre Kraft zu Ende, von rechts und links werden sie bedrängt, Handgranaten treiben sie zurück, und wenn sie mit dem Mut der Verzweiflung das Gewonnene festhalten, bis ihre Kameraden sich einen Weg zu ihnen gebahnt, den neuen Platz im Schutz der Nacht befestigt und verstärkt haben — morgen früh ist unter ihnen eine neue Linie entstanden, starren ihnen neue Schießscharten entgegen, zieht sich ein neuer Drahtverbau davon entlang, stehen ihnen neue Kämpfer gegenüber.



Der türkische Thronfolger Prinz Zulfiqar İzzeddin-Effendi an den Dardanellen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem türkischen Maler Salih Münni Bey.

Durch! Durch! Das war ihre Aufgabe und ihre Hoffnung. Dafür wurde die Flut herangezogen, dafür wälzte sie sich durch die Hölle des Todes dem Feind entgegen, dafür ist der grüne Hang besäumt mit unzähligen schweren Punktien, deren jeder ein toter Mensch, eine begrabene Hoffnung, ein stütz Zutritt seines Vaterlandes war. Die die liegen, waren die Beinen, die sie hatten, ihre stolzeste Truppe — Alpenjäger.

Sie zählen alles ein, um viel zu erreichen. Jetzt verloren sie viel, unendlich viel, und ernteten für ein Meer von Blut achtzig oder hundert Meter eine Linie, die sich wie ein geschmeidiges Band sofort wieder vor ihnen schließt.

Werden sie einen neuen Sturm wagen, vielleicht im Schutze der Nacht? Unaufförlch erhellten die grellen Lichter die Dämmerung; wie hinter einem jäh zerstörten Vorhang tauchten die Berge plötzlich auf und sieben blendend hell vor dem dunklen Himmel, fettendlang, bis das schwarze Tuch der Nacht sie wieder deckt. Dann flammen darüber die gelben Monde auf, hier und da, ziehen einen roten Feuerstrahl hoch und schwimmen wie friedliche Segler über den Kuppe, bis ein Baum sie fängt und langsam verglühen läßt. Leuchtengel zischen zu den Wölfen auf, zerplakten und lassen weiße, rote oder grüne Lichter fallen. Ein Märchen ist es, eine Wundernacht, wie Berg und Tal auftauchen und verschwinden, gelbe Monde über den Höhen schwanken und farbige Sterne vom Himmel regnen.

Aber unbeweglich liegen die schwarzen Punkte noch am Hange; nichts Lebendes wagt sich mehr in den schrecklichen Todesbereich.

Plötzlich rollt es herüber von der Kuppe des Bergmauens quer vom Tal. Rund um die lichte Waldwiese auf dem Gipfel blüht es auf, vielfach gebrochen rollt der Ball die Berge entlang. Ein Blitz nach dem andern zuckt darüber auf, wie ein Regen übler Feuerstrahl häuft und tanzt es rings um den Wiesenrand. Blitz neben Blitz hängt wie hufender Trichterkranz über der Höhe. Und jedes Blitzaufblitzen sprüht jährende, reißende Eichenseen auf die Linie.

Plötzlich ist es wieder still. Jetzt kommt der Sturm — zieht sich dort die Flut heranwälzen, um sich den Weg ins Tal zu erzwingen. Wird sie durchbrechen?



Deutsche Sanitäter bei unseren türkischen Bundesgenossen in Syrien. Nach der Skizze eines bei der Truppe tätigen Sanitäters für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Hermann Sorell.



Unsere Marine im Weltkrieg: Ausbringen der Torpedoschutznetze auf einem Panzerkreuzer.

Nach einer an Bord eines Panzerkreuzers angefertigten Skizze für die Leipziger "Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Kurt Hasselamp.

Unablässig schießen die grell leuchtenden Raketen hoch, Gewehrgesetze peitscht herüber und — hurra! — Maschinengewehrgetader. Ein paar Minuten lang hämmert es, von allen Bergen lauft man mit angehaltenem Atem — und plötzlich ist es wieder still. Einzelne Schüsse fallen noch — da wissen wir, die Linie blieb fest, auch hier brannte die wilde Flut vergebens gegen die Mauer.

Dämmern steigt der Morgen auf. Wie still und friedlich liegt die Welt im Frühlicht, rot säumen sich die Wolken, und über uns im Baum jubelt ein Zint dem neuen Leben zu. War denn gestern, diese Nacht Krieg? Ach, das Leben leuchtet so wunderbar in der herlichen Gotterfrühe, der lange Kampf löst sich, das Herz wird wieder frei — die Sonne kommt, und wir leben! Wir leben!

Welt zurück! laden viele Wagen ihre traurige Last aus, und jeder, den sie hineintragen in das große Haus mit dem roten Kreuz, ist voll Schweiß und Blut. Aber die schwarzen Fleide oben bleiben liegen, niemand naht, ihnen zu helfen. Die Sonne geht über ihnen auf und unter, Wind und Regen wechseln, sie liegen still und wissen nichts mehr vom Kampf.

Sollte die Flut endgültig eingedammt sein? Wird sie nicht von neuem verjuchen, den Damm fortzuschwimmen, sollen alle ihre ungehorenen Oster umsonst gewesen sein? Wo wird die nächste Welle heranbranden?

Den Hang herunter ward sie geschleift, drückt am Berggrat, mußte sie zurückstranden, wohin walst sie sich jetzt? Ist der Riege drüben erlahmt?

Sein Blut fällt auf das schwiegende Dorf an der Talstraße, und so leer es am Tage liegt, abtint er dort einen trüffelströmenden Rückhalt der zähnen Linie. Und noch

einmal richtet er sich auf zu furchtbaren Schlägen. Das Tal brüllt auf, die Berge erzittern, wie ein Hieb nach dem andern niederwuchtet in die verlassenen Wohnstätten. Prasselnd und krachend stürzen die Wände, Kalt und Staub wirbeln auf, und dazwischen leden gierig rote Flammenzungen. Wie in einem ungeheuren Mörser wird das Dorf zerstampft, ein Haus nach dem andern stürzt zerhmettert zusammen, überall schießen Flammen auf, und eine dicke Rauchwolke wälzt sich träge darüber hin.

brodelnden Höllenfeuers, von eisernen Beilen gepeitscht. Bis alles zerstampft, zertrümmert, vernichtet ist.

Und taumt sind die letzten Schläge verholt, da bricht die Flut noch einmal vor. Vom oberen Tal wälzt sie sich auf der Straße heran, vorn einzelne Spritzer, die in die rauchgefüllten Dorfräumen dringen, dahinter die große Welle in geschlossenen Trupps.

Und wieder werden hinter uns die Berge lebendig, im Abenddämmer blüht es von allen Hängen, ein Sturm

plakenden Feuers, fackelnden Eisens, reigenden Todes schlägt den Masen ins Gesicht, häumt sie zurück und fegt sie in wilder Flucht auseinander. Zertrüddelt, zertrümmert wälzt sich zurück, was den versteckten Geschossen entging. Und die einzelnen, die das Dorf erreichten, verschlägt der rasende Zorn der aus sicheren Verstecken stürmenden Verteidiger.

Dann verflammen die rollenden Donner, tiefdunkel blaut die sternbestäigte Nacht über der Bergwelt. Von übermenschlicher Anspannung ermattet, liegen sich die Linien lauernd gegenüber. Wie oft auch die schwere Helle aufsteigende Dünkel zerreiht, still, wie ruhig schlummernd, bleiben Berg und Tal. Über wie der neue Morgen über die Höhe steigt, zieht sich da, wo der Feind das opferreich erworbene Grabenfuß noch besetzt hielt, eine neue braune Linie senkrecht vor. Mit verzweifelter Kraft und Ausdauer hat er einen Graben ins Gesetz getrieben, um seinen kleinen Vorteil zu einem flankierenden Bollwerk auszubauen. Ein paar schwer einmischende Granaten zerstören seine Arbeit; aber die nächste Nacht hat das Werk wiederhergestellt und weiter vorgetrieben, übermenschlicher Fleiß hat hier gearbeitet.

Wie ein schmerzender Dorn sitzt dies Stück in unserer Linie, ein Verhüd, es zu beseitigen, zeigt nur, wie unendlich viel Wert der Gegner auf seinen Besitz legt, welche Ströme von Blut es kostet wird, ihn hier wieder zurückzuwerfen. Einige Nächte hindurch wird siebhaft gearbeitet, man hört in der Stille das unermüdlich Schlürfen und Klettern von Spaten und Pick im steinigen Boden. Aber ebenso heimlich und unermüdlich schafft eine graue Schattenschlehe an anderer Stelle. Und wie der Feind endlich mit seiner Arbeit fertig ist, wie er mit

furchtbarer Anstrengung sein Werk so weit gefördert hat, daß er von hier aus einen neuen Sturm wagen könnte, da findet er die Zügel, die er seitwärts überrennen möchte, leer. Einige hundert Meter zurück, in denkbare günstigste Lage am Berg, sieht er sich einer neuen Linie gegenüber, die, jeden Vorteil des Geländes ausnutzend, mit breitem Drahtverhau und offenem Schuhfeld vor sich, ihm mit furchtbarer Undurchdringlichkeit entgegenstarrt. Abermals müßte er mit Tausenden schwerster Granaten und allen erdenklichen



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Erbeuteter russischer Proviant wird an unsere Truppen ausgegeben.

A*BATSCHEARI





Der Krieg mit Italien: Einer feindlichen Proviantkolonne wird aufgelauert. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Paul Leuteritz.

Urteil eines Fachmannes über
KALODONT
Zahn-Creme und Mundwasser

„Nachdem ich Ihre beiden Präparate für meinen eigenen Gebrauch versucht habe, so muß ich Ihnen, geehrter Herr, meine volle Anerkennung zollen für die Güte und Mildheit, welche ich bei Benützung Ihrer Präparate empfunden habe. Ich werde daher selbstverständlich nicht verfehlten, Ihre **anerkannt vorzüglichen Präparate** in meinen Patientenkreisen bestens zu empfehlen.“

(Originalbrief liegt zur Einsicht auf).

F. A. SARG's SOHN & Co.
k. u. k. Hoflieferanten
BERLIN WIEN



Die junge Frau.
Betrachtungen und Gedanken über Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett von
Dr. Wilhelm Huber,
Spezialarzt für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe in Leipzig.
In vornehmstem Geschenkeinband mit Goldschnitt 4 Mark.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.



Berstörmittel eine Bresche in diesen furchterlich zähen, schmalen Strich zu reißen versuchen, abermals Tausende seiner Tapfersten zu einem Meer vereinten und rücksichtslos zerstören lassen, um vielleicht — vielleicht! — ein paar Meter bluttriesenden Grabens zu gewinnen.

Noch scheint er zu schwanken, da meldet der Telegraph von einem furchtbaren Stoß durch seine eigenen Reihen. Mit unerhörter Wucht wird seine Linie, etwas nördlich von uns, zerrissen; ein Heer von Toten und Verwundeten, ein paar tausend Gefangene, Geschüsse, Minenwerfer, Maschinengewehre gingen ihm verloren. Und alles, was noch an Kräften verfügbare ist, muß er zusammenraffen, um drüber die schreckliche Wunde zu stopfen.

Hier aber ist die Schlacht zu Ende. Nur selten fällt noch ein Schuß. Still, wie früher, liegen Berg und Tal, nur die verlohten Balen im zerstampften Dorf glimmen weiter, und statt des freundlichen kleinen Tempels blintzt das Gewirr des Drahtverhauses von dem Hügel. Die Sonne geht darüber auf und unter, und nachts segeln hin und wieder die gelben Monden vorüber. Und mitunter regnen farbige Sterne darauf nieder.



Aus Galizien: Von den Russen auf ihrem Rückzug zerstörte Brücke über den San.

Nach einer Zeichnung des auf den südlichen Kriegsschauplatz entstandenen Kriegsmalers der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Hugo L. Braune.
Über die Brücke führte die wichtige Eisenbahnlinie Przemysl-Lemberg, die es den Russen ermöglichte, den größten Teil ihrer Truppen und des Kriegsmaterials rechtzeitig abzutransportieren.

Ende des redaktionellen Teils.

SIROLIN

Nur in Originalpackung in den Apotheken erhältlich zu Mk. 3.20

bei Katarrhen der
Atemorgane, langdauerndem
Husten, beginnender Influenza recht-
zeitig genommen, beugt schweren
Krankheiten vor.

Wer soll Sirolin nehmen?

- 1. Jedermann der zu Erkältungen neigt, denn es ist besser Krankheiten verhüten als solche heilen.
- 2. Kinder mit Husten, weil durch Sirolin rasch vermindert werden.
- 3. Asthmatischer, deren Beschwerden durch Sirolin wesentlich gemildert werden.
- 4. Skrofulöse Kinder bei denen Sirolin von günstigem Erfolg auf das Allgemeinbefinden ist.



Illustrirte Weltkriegschronik
der Leipziger Illustrirten Zeitung
mit zahlreichen schwazten und bunten Abbildungen nach Photographien, sowie Gemälden und Originalzeichnungen namhafter Künstler und mit Karten und Plänen. Text von Paul Schreckenbach. In Lieferungen zu je 60 Pfennig (Format 23 x 33 cm). Einen Auszug aus der Fülle der glänzenden Anerkennungen, sowie einen illustrierten Prospekt versenden wir an Interessenten kostenfrei. Verlag von J. J. Weber, (Illustrirte Zeitung), Leipzig 26.

Hansa-Lloyd
Werke A-G Bremen

Personenwagen • Lieferwagen • Lastwagen • Omnibusse •

Allgemeine Notizen.

Eine sehr zeitgemäße Einrichtung, die in erster Linie im Interesse unserer invaliden Offiziere, sodann aber auch im Interesse weiterer Kreise unseres Volkes steht, ist jetzt an der Städtischen Polytechnischen Lehranstalt, Friedberg bei Frankfurt a. M. getroffen worden. Um dienstfertig gewordenen Kriegsteilnehmern die baldige einzubringende Aufnahme einer angemessenen neuen Berufstätigkeit zu ermöglichen, die auch den gesellschaftlichen Fähigkeiten und Ansprüchen der Offiziere gerecht wird, sind dorthin selbst besondere Ausbildungskurse für Offiziere geschaffen worden, die ihnen die für eine erfolgversprechende technisch-kaufmännische Tätigkeit notwendigen Kenntnisse in zweckmäßiger und schneller Weise vermitteln sollen. Nähere Auskünfte darüber erteilt das Großherzogliche Bürgermeisteramt der Stadt Friedberg (Hessen).

Unseren Soldaten im Felde und den Kriegspatienten soll bei Herannahen der rauheren Monate, ebenso wie im Vorjahr, die Anwendung des Wiesbadener Kochbrunnens kostlos zugänglich gemacht werden. Allen, denen die Anwendung des „natürlichen Wiesbadener Kochbrunnens-Quellsalzes“ bei ihren Katarrhen der Atmungs- und Verdauungsorgane usw. ein Bedürfnis geworden ist, wird dieses Naturprodukt in einer Anzahl kleiner handlicher Packungen für je

eine Portion bereitwillig direkt zugestellt. Die Versendung erfolgt nur vom Brunnenkontor in Wiesbaden aus, dem die Adressen der Empfänger aufzugeben sind.

St. Blasien im südlichen Schwarzwald. Einer der schönsten Herbstorte ist St. Blasien. Die wunderbar würzige, ozonreiche Luft, die ausgedehnten Tannenwaldungen sowie seine sonstigen climatischen Vorzüge lassen den Kurort wie geschaffen für Erholungsbedürftige und Leidende erscheinen. Der sichere ärztliche Blick hat dies schon vor vielen Jahren erkannt, und so sind in St. Blasien mustergültige Sanatorien entstanden, die sich mit ihren Heilerfolgen einen Weltruf erworben haben. Diese Sanatorien sind auch zurzeit gut besucht und bleiben während der ganzen Kriegsdauer geöffnet. Einiges erhöht über dem Kurort, am sonnigen Südabhang des dichtbewaldeten Bößberges liegt das Sanatorium St. Blasien, die bekannte Heilanstalt für Lungentranke. 1881 gegründet, kann sie heute schon auf ein 34-jähriges Bestehen zurückblicken, ist aber in den Jahren 1900 und 1908 unter Benutzung aller Fortschritte der hygienischen Bautechnik völlig neu erbaut.

Bad Elster. Das prächtige Herbstwetter hat auch zur Nachsaison noch zahlreiche Gäste hierher geführt, sodass die amtliche Fremdenliste der diesjährigen Kurzeit mit etwa 15.000 Besuchern abschließen wird, d. h. der Besuch des Bades ist fast der gleiche gewesen wie in Friedenszeiten. Wenn auch mit Schluss des

Monats September die eigentliche Kurzeit zu Ende gegangen ist, so wird doch der Badebetrieb wie seit Jahren den ganzen Winter hindurch aufrecht erhalten. Neben dem Sanatorium von Sanitätsrat Dr. Köhler und einigen Hotels werden auch zahlreiche Privatvermiethäuser während des Winters geöffnet bleiben. Für Freunde, die vom 28. September ab eintragen und noch eintreffen, wird Kursaxe nicht mehr erhoben.

Bad Salzbrunn. Nachdem bereits den verlorenen Winter hindurch die wichtigsten Kurseinrichtungen unseres Bades geöffnet waren und den zahlreichen Militär- und Zivilgästen zur Verfügung standen, hat sich die Fürstliche Badeverwaltung entschlossen, auch im kommenden Winter den Kurort offen zu halten. Allen denen, die während des Sommers infolge zu großer Überbelegung wegen des Krieges nicht in der Lage waren, eine Brunnen- und Badekur zu gebrauchen, bietet sich im kommenden Winter erwünschte Gelegenheit, das Verjäumte nachzuholen. Für ausichtsvolle Behandlung in unserem Bade kommen neben Katarrhen der Luftwege und der Verdauungsorgane auch Blasen- und Nierenleiden, Gicht, Zuckerkrankheit sowie die Folgeerscheinungen nach Influenza in Betracht. Besonders bei Blasen- und Nierenleiden hat Bad Salzbrunn mit seinen Quellen ausgezeichnete Erfolge gezeigt. An dieser Stelle sei noch auf die vorzüglichen natürlichen Kohlensauren Mineralbäder hingewiesen, die sich einer stetig steigenden Beliebtheit erfreuen.

Beratende

Charakt. - Beur. brieflich nach Hdschr. bieten übersch. Eröffnungen. Sonderart wird verbürgt durch: 1) wissenschaftl. Erfolg nachw. seit 1901 - Wien „Rdsch.“ 1901 S. 300. 304. 2) Seelenbüch. von P. L. sachverständ. oft empfohl. vgl. „Ärztl. Standesztg.“ Wien V Nr. 6; 3) beihilflich u. privat von P. L. eingeholte Gutachten in sehr schwier. Schriftvergl. Prospekt frei. Paul Liebe, München W. 12. Briefstach.

Das grosse Los
der
Königl. Sächs. Landes-Lotterie
im günstigsten Falle

8000000
5000000
3000000
2000000
1500000
1000000

60000, 50000, 40000, 30000 Mk. usw.
110000 Lose u. 55000 Gewinne im Betrage
von über 20 Millionen Mark.

Jedes zweite Los gewinnt.

Ziehung 1. Klasse 8. und 9. Dezember 1915.

Klassen - Lose, für jede Klasse: Voll - Lose für alle Klassen gültig:
1/10 1/5 1/2 1/4 1/10 1/5 1/2 1/4
M. 5. - M. 10. - M. 25. - M. 50. - M. 25. - M. 50. - M. 125. - M. 250. -
empfehlen und versenden.

Friedrich Fricke & Co., Leipzig, Arndtstr. Nr. 35/40.
Königl. Sächs. Lotterie-Kollektion.

Moment-Ultrarapid- u. farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- u. Porträt-Photographie.

Schleussner-
Photo-Platten
Photo-Papiere
Photo-Chemikalien

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 97.

Schleussner-Photo-Hilfsbuch. 4., erweiterte Auflage. Anleitung zur fehlerfreien Plattenverarbeitung und künstlerischen Porträt- und Landschafts-Photographie. Preis 1 Mark portofrei.

MECHANISCHE WEBEREI ZU LINDEN

LINDENER
SAMMETE
sind die
BESTEN
DEUTSCHES ERZEUGNIS
HANNOVER-LINDEN

Katarrhe
Natürliche
Wiesbadener
Kochbrunnen
Quellsalz

Bronchitis, Lungenleiden,
Husten, Heiserkeit, Kehlkopf,
Lufttröhre-, Nasen-, Rachen-Katarrhe,
Keuchhusten, Schnupfen, Asthma.

Beispiellose Heilerfolge!
Kontrolle der Stadt Wiesbaden.
Magen-
u. Darmleiden.
Tausend verdanken diesem Natur-
salz v. Weltfame jährlich ihre Gene-
sung. In Apoth. 250 M., direkt 3 Flasch.
7 M. fr. Aufklärende Kurschrift sowie
Proben vollkommen gratis
durch Brunnen-Kontor Wiesbaden L.

Warnung
vor wirkungslosen Nachahmungen.
Wenn nichts hilft

Macke,
Carl Gottlob Schuster jun.
Markneukirchen 248, gegr. 1824.
Bedeutende Musikinstr. - Firma. Katal. umsonst.

Harmoniums, bes. ohne
4 stimm. spielbare. Illust. Katalog frei.
Aloys Maier, Hof, Fulda.

Fort mit dem
Beinverkürzung
unsichtbar. Gang
elastisch u. leicht.
Jeder Ledensieltei
verwendbar.
Grafs-Broschüre
senden:
Extension, G. m. b. H., Frank-
furt a. M. - Eschersheim Nr. 232.

Königlich Sächsische
Landes-Lotterie

(In Österreich-Ungarn verboten).
110000 Lose - 55000 Gewinne.
Günstigste deutsche Staats-
Lotterie. Jedes 2. Los gewinnt.

Im günstigsten Falle:

800000
500000
300000
200000
150000
100000

Ziehung 1. Klasse
8. und 9. Dezember 1915.

Klassen - Lose: 1/10 1/5 1/2 1/4
Mk. 5. - 10. - 25. - 50. -

Voll-Lose,
gültig für alle Klassen:
1/10 1/5 1/2 1/4
Mk. 25. - 50. - 125. - 250. -
empfehlen und versenden
auch unter Nachnahme
die staatl. Kollektionen:

Ad. Müller & Co., Leipzig, Brühl 10/12;

Max Lippold, Leipzig,
Grimmaischer Steinweg 11,
gegenüber d. Kgl. Lotterie-Direkt.

Versand auch ins Feld.
Plan kostenfrei.



Gessler's echter
Altwater
Kräuter-Likör
Alleinige Fabrikation:
Siegfried Gessler
K.u.K. Hoflieferant
Jägerndorf/Österreich

Bei Hals- und
Gummulni-
Zum aller Art
wie Katarrhen,
tuberkulösen
Erkrankungen usw.
nehmen man ärztl. empfohlene
Rotolin-Billen

Lauten, Gitarren
Mandolinen
Preisliste über
Lauten, Gitarren und
Mandolinen frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

FABRIKATION IN
Silber
A-KÜNNEALTEA
Bestecke, Festgaben, Silber u. versilbert.
Patriot, Kriegsschmuck, Album u. Wahl.

Sanguinal
in Pilleform
Anerkannt zur wirksamen
prompten Bekämpfung von
Blutarmut und Bleichsucht.
Vorzügliches Unterstützungs-
mittel zur baldigen Genesung
unserer verwundeten Krieger.
Zu haben in allen Apotheken!
Grosspackung m. 100 St. M. 2.20
Man achte
streng auf den Namen der Firma
Krewel & Co., G. m. b. H., Köln
und den geschützten Namen
„Sanguinal“

Anker
Schnell-
Nähmaschinen
Erstklassige Fabrikate
Anker-Werke
A. G. Bielefeld
gegründet
1876
Lieferant für die
Armee und Schulen